Die schwarze Hand.

Aus dem Schwedischen

des

C. F. Ridderstad,

Verfasser der „Geheimnisse von Stockholm", des „Trabanten" 2c.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Die schwarze Hand.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

De la Vauvenards Intrigue geht weiter.

Wir verließen die Gesellschaft, die de la Vauvenard, obwohl er selbst ein Gast war, im Hause des alten Ros versammelt hatte, nachdem Ange und Hildegard als Freundinnen aus dem Garten zurückgekehrt, und wir erblickten überhaupt die Gäste sämmtlich im Saale. Der Garten war nun leer — nur noch Ankarsparre und Rikissa schauten von ihrem erhabenen Versteck in denselben nieder.

Allein Vauvenard hatte die meisten Mitglieder des kleinen Kreises dermaaßen aufgeregt, und in eine solche Spannung zu versetzen gewußt, daß man sich wenig behaglich im Hause in dem engen Zimmer fühlte, und daß man sich bald, als sei es verabredet, wieder im Garten in der Nähe des kleinen Pavillons befand. Die

Freiherrin und Robert waren die ersten, welche den Saal verließen, und allmälig folgten ihnen die Andern.

„Ich habe Wichtiges mit Dir zu reden,“ flüsterte die Freiherrin ihrem Sohne zu — „folge mir!“

Robert hatte schon lange den Wunsch gehegt, mit seiner Mutter zu reden; Vauvenards Worte klangen noch immer ihm im Ohre, und er sehnte sich nach einer Erklärung.

„Auch ich wünsche sehnlichst eine Unterredung,“ erwiederte er deshalb seiner Mutter. „Ich habe etwas erfahren, was ...“

„Komm, mein Sohn!“

Sie vermochten nicht länger die Mittheilungen in ihrem Innern zu verbergen, die sie von Vauvenard erhalten hatten, und in der Ueberzeugung, daß sie sich weit genug von der übrigen Gesellschafr entfernt hatten, um von ihr nicht gehört zu werden, blieben sie nun dicht in der Nähe jener Mauer stehen. Sie sahen nicht das bleiche Antlitz Ankarsparre's, und auch nicht den starren Blick Rikissa's, der dann und wann aus dem Fenster über ihren Köpfen hervorschimmerte.

Ankarsparre war ihnen so nahe, daß er jedes Wort zu hören vermochte. Die Furien der Eifersucht hatten soeben ihr verzehrendes Feuer in seine Brust geworfen, und dort jede rosige Phantasie hinweggescheucht — was sollte er wohl jetzt erfahren?

„Still!“ befahl er der noch immer plaudernden Rikissa. „Ich will hören — still, still!“

„Robert,“ sagte die Mutter, und warf einen zärtlichen Blick auf ihren Sohn. „Man hat mir gesagt, daß Du mit entsetzlichen, gefährlichen Plänen gegen Deinen Bruder umgehst — hat man mir die Wahrheit gesagt, Robert? Bedenke, daß es Deine Mutter ist, die Dich fragt!“

Die mißglückte lächelnde Vornehmheit, die über das ganze Wesen Roberts verbreitet war, trat bei dieser Anrede in einem erhöhten Grade hervor; er hatte nicht erwartet, daß die Mutter seine Gedanken in dieser Richtung kennen würde, umsoweniger, weil er sich selbst vor ihnen fürchtete, und immer dahin gestrebt hatte, sie recht tief in seinem Innern zu verbergen. Als ein Zeichen seiner Ueberraschung, traten einige rothe Flecke auf seinen hervorstehenden, blassen Backenknochen hervor, und die matten Augen unter der niedern Stirn hingen noch schlaffer, wie gewöhnlich, herab. In seiner ganzen Gestalt war etwas Jesuitisches, etwas Gotteserbärmliches, was bei jedem Andern, als bei einer Mutter, ein Lachen hervorgerufen haben würde. Die Freiherrin dagegen fühlte sich tief ergriffen durch das Geständniß, welches aus seiner ganzen Stellung und seinem ganzen Wesen sprach.

Allein sie war nicht die Einzige, die in solcher

Weise sein Aeußeres als ein Geständniß betrachtete: auch Ankarsparre that es.

„Ich begreife nicht, was Sie mir damit sagen wollen, beste Mutter!“ stammelte Robert, als er endlich wieder seine Fassung erhielt. „Ich wüßte nicht, daß ich irgendwie Veranlassung zu einer solchen Vermuthung gegeben hätte.“

„Rede die Wahrheit, Robert!“ befahl ihm die Freiherrin. „Vergiß nicht, daß Du vor Deiner Mutter, vor derjenigen stehst, die Dich unter ihrem Herzen getragen, die Dich mit Schmerzen zur Welt gebracht, die Deinetwegen schlaflose Nächte durchwacht, und die noch heute bereit ist, Deinetwegen ihr Blut, ihre Ruhe, ihren Frieden, ja, wenn es nöthig sein sollte, auch ihre ewige Seligkeit zu opfern. Du weißt, daß ich nur für Dich lebe, weißt, daß ich niemals einen Andern, als Dich geliebt habe, und daß ich mich aus der innigsten Mutterliebe Deinetwegen in die Hölle stürzen könnte. Rede die Wahrheit, Robert!“

Robert war jedoch gar zu sehr an die fieberhafte Art und Weise gewöhnt, in welcher seine Mutter ihre Liebe äußerte, als daß dieselbe jetzt, wo er ihr, beinahe ein Verbrecher, gegenüberstand, irgend eine Wirkung auf ihn üben konnte.

„Sie irren sich ... ich läugne es!“ antwortete er mit roher Stimme.

„Du läugnest? O, ich würde mich weniger vor

Deinem offenen Bekenntniß entsetzen, als vor diesem Läugnen, wie dasselbe, meiner Ansicht nach, darauf hindeutet, daß Du Deinen Entschluß ausführen willst. Robert, wie kannst Du es über Dein Herz bringen, mir so viel Kummer zu machen?“

„Keine Vorwürfe, meine Mutter!“ bemerkte Robert. „Was können Sie mir überhaupt vorwerfen? — Sie selbst gehen ja mit Plänen um, die darauf hinzielen — versteht sich in einer hassenden Art und Weise — den Freiherrentitel meines Bruders auf mich übergehen zu lassen, und seine Reichthümer in Ihre Hände zu spielen? Die Unvorsichtigkeit, nicht die Intriguen bewahren zu können, die in Ihrem Kopfe spuken, dürfte mir die Hand Hildegards rauben — ich habe leider Grund zu dieser Vermuthung.“

Jetzt war die Reihe an der Freiherrin, zu erschrecken; ihre Knie zitterten.

„Glauben Sie,“ fuhr Robert fort, „daß Ihre Absichten mir unbekannt sind? Nein, meine Mutter, ich weiß mehr, als ich zu wissen wünschte, und damit — Amen.“

„Ha, ich bin verrathen, durch Conrad verrathen!“ rief sie ... „Bleibe, bleibe, Robert!“ fügte sie darauf hinzu.

Aber Robert kehrte ihr den Rücken, und entfernte sich voll Verdruß. In seinem Zorn vergaß er die Warnungen, die er seiner Mutter hätte geben sollen.

„Mein Gott, Robert, Robert!“ stammelte die durch so wenige Worte von den Lippen des Sohnes fast vernichtete Mutter, und sank auf eine der Gartenbänke nieder. —

Sie hörte einen tiefen Seufzer erklingen, und blickte zitternd und bebend um sich. Hätte wohl Jemand ihr Gespräch mit Robert belauscht? Sie zitterte bei diesem Gedanken, allein sie vermochte Niemand zu entdecken. Noch einmal erreichte ein Seufzer ihr Ohr, und zwar noch tiefer und klagender, als das erste Mal; die Angst preßte große Tropfen auf ihrer Stirne hervor. Woher kam dieser Seufzer? Aus den Wolken — mit dem Winde?

Von den sonderbarsten, ängstlichsten Vorstellungen geplagt, eilte sie nach der Gesellschaft vor.

Die Seufzer kamen aus der beklommenen Brust Ankarsparre's: er seufzte über die Bosheit der Welt, über den Verrath der Menschen.

Der Garten lag vor Ankarsparre wie eine offene Bühne, und nichts von dem, was dort geschah, entging seinem Blick. Er selbst befand sich gleichsam in einer Loge.

Als Gustav Kyhle sich zu Hildegard in den Pavillon schlich, war er zu sorgfältig in seinen Mantel ein=

gewickelt, um erkannt zu werden. Als er dagegen, durch die List Ange's unterstützt, wieder denselben Weg aus dem Pavillon zurückbegab, erkannte Ankarsparre ihn sofort. Es war also sein Freund Gustav, der Hildegard liebte, und von ihr wieder geliebt war. Diese Liebe rührte ihn, vielleicht umsomehr, weil er den Verlust seiner eigenen Liebe in diesem Augenblick erkannt.

Als er nun nicht allein die niedrigen Absichten seiner Mutter und seines Bruders, vielleicht gegen sein Leben, sondern auch den Plan des Letztern, Hildegard zu gewinnen, erfuhr, fühlte er eine Neigung, den beiden Liebenden zu Hilfe zu kommen. Ueber Roberts Unwürdigkeit, die Hand des Mädchens zu erhalten, konnte bei Anton kein Zweifel obwalten.

„Rikissa," sagte er, „kannst Du eine Botschaft ausrichten, um die ich Dich bitte?"

„Hi, hi, hi!" lachte das Mädchen.

„Willst meinetwegen die Botschaft ausrichten?" frug er sie wieder.

„Ich selbst bin eine Botschaft," erwiederte sie; „eine ganze kleine Botschaft von der Wiege an das Grab, hihihi!"

„Du mußt in den Garten dort unten steigen."

„Ja, ja!"

„Du mußt Dich der Dame in dem weißen Kleide nähern — Du siehst sie doch?"

„Im weißen Kleide — ja wohl! Darf ich mich nicht auch der Dame im dunkeln Kleide nähern?“

„O ja — aber mit ihr in dem weißen Kleide mußt Du reden. Verstehst Du mich?“

„Und der im dunkeln Kleide werde ich ein kleines Mährchen erzählen.“

„Der im weißen Kleide aber mußt Du sagen, daß sie sich zu hüten hat.“

„Sich hüten — ja, ja, ich verstehe. Vor wem hat sie sich zu hüten?“

„Vor Robert.“

Als Rikissa Roberts Namen hörte, bebte sie leicht.

„Vor dem Manne dort,“ fuhr Anton fort, „mit dem häßlichen Blick, der jetzt gerade mit ihr spricht. Wenn Du den Auftrag nur richtig auszurichten vermagst?“

„Und weshalb sollte ich ihn nicht auszurichten vermögen? Der Mann dort mit dem häßlichen Blick ist mir so widerlich, daß ich den Auftrag nicht vergessen werde.“

Rikissa verließ das Zimmer.

An einen Fruchtbaum angelehnt, hatte Vauvenard mit einem düstern Blick die Freiherrin und

Robert während ihres Gespräches beobachtet, und es entging ihm nicht, daß die Wirkung der Geheimnisse, die er ihnen anvertraut, eine gegenseitige Niederlage hervorgerufen hatte. Aber sein Blick erhob sich wieder, und richtete sich bald auf das Fenster in der Mauer. Richtig — er entdeckte dort zwei Gesichter, und mit einem kalten Lächeln wandte sich sein Blick nun auf Ange. Sie stand inmitten der Gesellschaft, und war in einer Unterredung mit Lieutenant Ros begriffen.

„Ah," sagte er fast scherzend, was bei ihm ganz außergewöhnlich war, „ah," und er streckte seine Hand in der Richtung des Fensters aus, „wenn ich mich nicht irre, haben zwei Liebende sich dort oben niedergelassen. Es scheint mir, als seien sie sehr entzückt, oder ich müßte mich irren."

Die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft richtete sich auf das bezeichnete Fenster.

Ankarsparre bemerkte nicht, daß die Blicke Aller auf ihm ruhten, denn das Gespräch zwischen Robert und dessen Mutter fand gerade in diesem Augenblick statt, und beschäftigte ihn gar zu sehr.

„Wahrhaftig," fiel einer aus der Gesellschaft ein, „zwei Glückliche in einem Flurfenster — eine Idylle, in eine Brandmauer eingefaßt."

Alle lachten, der Eine aus Artigkeit gegen die Uebrigen. Selbst Ange verzog die Lippen zu einem

Lächeln; aber plötzlich verwandelte dasselbe sich in einen so tiefen Ernst, als habe derselbe seine Wurzel in ihrem Herzen, und seine von weißem Schnee schimmernden Blätterkronen überall in dem Muskelspiel ihres Antlitzes.

Aber dieses Muskelspiel war nur noch einen Augenblick ein bewegliches: bald nahm es nur einen einzigen Ausdruck an, als sei es zu Marmor geronnen. Die, welche lieben, haben gute Augen: die eine der beiden Gestalten im Fenster hatte sie erkannt.

„Oho," rief Lieutenant Ros, „der Mann dort oben ist Niemand unbekannt — wahrhaftig, es ist Baron Ankarsparre! ... Ja richtig, man sagt, er sei verlobt, und es nimmt also kein Wunder, daß er ein Stündchen bei seiner Schönen verweilt."

Ros sprach diese Worte in einer so natürlichen, aufrichtigen Weise, daß Niemand an der Wahrheit derselben zweifeln konnte.

„Verlobt — das haben wir nicht gehört. Mit wem? Wie heißt sie — wo wohnt sie?" frug man nun rechts und links.

„Wie sie heißt? — Sie hat keinen Namen! Wo sie wohnt? — Dort oben! Wer sie ist? — Die dort ist sie!" lachte Lieutenant Ros.

„Mein Vater hat mich nicht hintergangen!" dachte Ange.

Aber es flimmerte vor ihren Augen; ihr Kopf

schwindelte, die Erde öffnete sich gleichsam unter ihr, und es war ihr, als sinke sie immer tiefer und tiefer hinab. Wenn Lieutenant Ros nicht herbeigeeilt wäre, sie in seinen Armen aufgefangen hätte, sie würde zu Boden gesunken sein.

Robert war soeben von dem Gespräch mit seiner Mutter zurückgekehrt; verstimmt blieb er an der Seite Hildegards stehen, und kümmerte sich nur wenig um das, was um ihn herum geschah.

Ankarsparre war zu sehr von dem Gespräch unter dem Fenster ergriffen, als daß er hätte bemerken sollen, was im Kreise der übrigen Gesellschaft geschah. Als er nun wieder seine Aufmerksamkeit auf diese Gesellschaft richtete, erblickte er Ange in den Armen des Lieutenants Ros, und ein tiefer Seufzer hob auf's Neue seine beklommene Brust.

Als Ange von ihrem Unwohlsein genas, schloß sie sich eng an Hildegard, weil sie fühlte, daß sie bei ihr, und nur bei ihr eine wahre Theilnahme finden würde. Eine gewisse Verstimmung hatte sich indeß über die Gesellschaft gelagert; nur Vauvenard trug seinen Kopf

noch höher, als gewöhnlich — alle seine Pläne waren geglückt.

Durch einen Seitengang trat in diesem Augenblick ein Mädchen in den Garten: es war Rikissa. Wie immer phantastisch gekleidet und wunderliche Reden führend, zog sie sofort die Aufmerksamkeit Aller auf sich. Als Ange sie erblickte, vermochte sie kaum einen leisen Ausruf zu unterdrücken. Sie hatte soeben dasselbe Gesicht neben Ankarsparre's gesehen, und es hatte sich zu tief in ihr Gedächtniß geprägt, als daß sie es sofort nicht wieder erkennen sollte.

„Sie ist's!“ flüsterte Ange Hildegard zu.

„Ja, ja!“ antwortete diese.

„Was sagt sie? Still, still!“

„Guten Abend, Du schönes, weißes Kleid!“ sagte Rikissa. „Und auch Dir, Du schönes dunkles Kleid, biete ich einen guten Abend.“

Auch Lieutenant Ros betrachtete Rikissa mit der größten Aufmerksamkeit.

„Wahrhaftig,“ sprach er, „sie ist es; dasselbe Mädchen, das soeben dort oben saß!“

Vauvenard runzelte die Stirn. Die Freiherrin und Robert, welche nicht wußten, wovon man soeben gesprochen hatte, weil sie nicht zugegen gewesen waren,

als man Ankarsparre im Fenster gewahr wurde, erkannten in Rikissa sofort einen alten Bekannten. Der Freiherrin schien ihr Auftreten ganz gleichgiltig zu sein; was Robert betraf, dann machte er Miene, sich zurückziehen zu wollen, ohne jedoch diesen Entschluß auszuführen.

„Sollte wohl das weiße Kleid aufrichtig befreundet mit dem dunklen sein, und das dunkle die wahre Freundin des weißen sein?“ frug Rikissa.

Niemand ertheilte ihr eine Antwort.

„Ich möchte dem weißen Kleide einen Rath geben,“ fuhr sie fort, „allein ich fürchte, das weiße Kleid wird mir zürnen, und das möchte ich nicht.“

Auch diese Bemerkung blieb ohne Antwort von Seiten der Gesellschaft.

„Auch dem dunkeln Kleide könnte ich einen Rath geben, wenn es nur nicht zu stolz wäre, einen solchen von der armen Rikissa zu empfangen.“

Rikissa erhob langsam ihre eine Hand und strich damit über ihre Stirne, als wolle sie sich auf das besinnen, was sie sagen solle. Alle blickten sie erstaunt an.

„Ich weiß so viel Sagen und Märchen,“ sagte sie darauf, „daß ich jetzt das Richtige vergessen habe; allein so viel entsinne ich mich doch, daß das weiße Kleid die Erzählung von dem Seufzer einer Lilie, und

das dunkle die von einem Befehl ist, welcher eine Sonnenrose sendet."

„Das Mädchen ist wahnsinnig," bemerkte Lieutenant Ros und wandte sich an seinen Nachbar.

„Das ist nicht nur Wahnsinn, sondern Tollheit!" erwiederte ein Anderer.

Vauvenard warf einen forschenden Blick auf Ange.

Ange's Gesichtsfarbe kehrte bereits wieder. Sie richtete unverwandt ihre Aufmerksamkeit auf Rikissa und es war deutlich, daß die Wahrnehmung, daß das Mädchen den freien Gebrauch ihrer Sinne nicht besaß, sie erfreuete.

„Sie beginnt diese Intrigue durchzuschauen," dachte Vauvenard; „sie sieht ein, daß Ankarsparre eine Wahnsinnige nicht lieben kann. ... Der verfluchte dumme Conrad, der mir ein tolles Weib hierhersendet — wer konnte eine Ahnung von einem solchen Streiche haben?"

Er sah ganz recht: Ange hatte bereits eingesehen, daß ihr Verdacht gegen Ankarsparre gar zu übereilt gewesen war. Sie warf dem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu; er that, als bemerkte er denselben nicht.

„Du wolltest uns ja einen Rath ertheilen?" sprach endlich Hildegarde zu Rikissa. „Vergiß das nicht, wir nehmen ihn gern an."

„Ja," bemerkte nun auch Ange, „wir wollen Deine Rathschläge hören."

„Aber wenn ich Euch einen Rath ertheile, dann müßt Ihr auch denselben befolgen — versprecht Ihr mir das?“

„Ja, das versprechen wir Dir.“

„Nun, dann rathe ich Euch, das Ihr Euch Beide hütet. Du, die weiße, sollst Dich vor dem dort hüten!“

Sie deutete auf Robert.

„Und Du, die dunkle, sollst Dich vor dem dort hüten!“

Sie deutete auf den Lieutnant Ros.

Robert wandte sich ab, als Rikissa auf ihn zeigte; Ros lachte; Vauvenard biß die Lippen zusammen; die Freiherrin erblaßte, obgleich sie nicht wußte, weshalb.

Mit einer Entschlossenheit, die durch seine gerunzelten Augenbrauen und durch seine schnellen, heftigen Bewegungen bestätigt wurde, entfernte Vauvenard sich und trat aus dem Garten wieder in den Saal. Ange, die ihren Vater zu kennen glaubte, ahnte ein neues Unglück, allein sie wußte nicht, welches.

Eine Weile früher, noch ehe Vauvenard den Garten verließ, war es Gustav geglückt, leise einige Worte mit Hildegard zu wechseln.

„Ich begebe mich zu Deinem Vater,“ sagte er,

„um ihm unsere Wünsche darzulegen — Du wirst doch nichts dagegen haben, daß ich ihm Alles gestehe?“

„O nein,“ flüsterte sie, „gestehe Alles; ich werde alsdann ruhiger und mit mir selber zufriedener sein. Mein Vater ist gut und lieb — er wird uns verzeihen.“

In demselben Augenblick, in welchem Vauvenard seinen Fuß auf den Altan setzte und in den Saal treten wollte; kam Gustav aus demselben heraus. Schon in weiter Entfernung strahlte sein Antlitz vor Entzücken: der alte Hauptmann hatte ihm seinen Beifall geschenkt und hatte sich nur vorbehalten, mit Hildegard zu reden und sich mit seinen Sohn zu berathschlagen.

Ohne die übrigen Anwesenden zu beachten, schlichen die beiden Liebenden sich von der Gesellschaft fort und nahmen Platz in einer schattigen Laube. Die Sonne war im Sinken. In dem leichten, bald verschwindenden Schimmer, der über Feld und Wiese, in den Kronen der Bäume spielte und durch die Wolken flimmerte, erblickten die Lebenden eine magische Verzauberung die mit ihrer Gemüthsstimmung im Einklang stand.

„O, wie bin ich glücklich!“ sagte sie; „Du bist der Meine, ich die Deine — eine wie große Glückseligkeit enthalten nicht diese beiden Worte! Ich hatte also Recht; unser Vater hat uns nicht gezürnt! O, wie

sollte uns auch Jemand zürnen können, dieweil wir uns lieben!“

„Ich preise meinen Stern,“ antwortete er, „der mich heute hierher führte. Hörst Du!“

Das fröhliche Zwitschern eines Vogels ertönte von dem Baume herab.

„Der Vogel singt von Liebe!“ fiel Hildegard ein. „Allein seine Liebe ist nur ein kurzer, flüchtiger, dahinsterbender Triller.“

„Derselbe genügt ihm jedoch.“

„Uns aber nicht.“

„Ach, Gustav, welche Zukunft erwartet uns! Wir ziehen ja aufs Land? Wie sehne ich mich nach dem friedlichen Landleben, wie sehne ich mich, Dein kleines Gut zu sehen, von welchem Du mir so viel Schönes erzählt hast!“

„Aufs Land, ja, darauf richtet sich mein ganzes Streben. Auf einer mit grünenden Linden und starken Eichen geschmückten Landzunge, von den weichen Wellen des Mälar's umspielt, werden wir eine liebe, schöne Heimath finden. Durch Fleiß und Sorgfalt wird mein kleines Gut uns nicht wenige Einnahmen verschaffen.“

„Und ich werde die Hauswirthschaft besorgen — ach, wie wird das schön werden! Du glaubst vielleicht nicht, daß ich mich auf die Haushaltung verstehe?

Du wirst es erfahren. Als meine Mutter noch lebte, nahm ich immer Theil an der Haushaltung.“

Sie schwieg plötzlich, als besinne sie sich auf etwas: aber diese kleine Pause wurde durch fröhliche Accorde des Sängers im Baume ausgefüllt.

„Höre mich, Gustav,“ sagte sie darauf; „glaubst Du, daß wir noch glücklicher werden könnten, wenn wir reich sehr reich würden? Mir scheint es, als habe ich genug, wenn ich Dich besitze; aber Du sprachst von vergrößerten Einnahmen, von Deinem Gute?“

„Ich sprach allerdings davon, allein ich sagte deshalb doch nicht, daß wir dadurch glücklicher werden könnten: Das Glück liegt in unserer Liebe.“

„Ach ja, ich verstehe!“

„Allein der Reichthum fällt mit einer unabhängigen Stellung zusammen, die uns, wenn auch keinen Ueberfluß schenkt, uns doch erlaubt, die Genüsse des Lebens zu genießen. Man kann zwar glücklich sein und einander in einer Hütte lieben, doch der Palast ist eine Annehmlichkeit, die man gern als Zugabe hinnimmt. Du, Hildegard, besitzest ein gutes Herz, und das ist das Glück Deines innern Menschen, das Niemand Dir rauben kann; daß es aber im Busen eines schönen, anmuthigen Mädchens klopft, ist ja ein äußeres Glück, ein Reichthum, für welchen man, ohne ihn gerade über alles andere zu setzen, doch dankbar sein muß. Ich wünsche

mir Reichthum nicht eigentlich, um Alles zu besitzen, sondern um nichts zu vermissen.“

„Du sollst reich werden,“ erwiederte Hildegard, „ich werde so gut haushalten, daß Du es sein wirst.“

Dies warme Streben, seinen Wünschen entgegenzukommen und sie erfüllen zu wollen, that Gustav recht innig wohl. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und blickte ihr aus vollem Herzen ins Auge.

„Und wenn es uns endlich glücken sollte, sehr reich zu werden, was glaubst Du, was wir alsdann thun würden?“

„Was wir thun würden? O ich weiß schon, was ich thun würde.“

„Und was denn?“

„Alsdann werde ich Dich, Gustav, umarmen und Dich fragen, ob Du eben so glücklich bist, wie in diesem Augenblick, oder glücklicher.“

„Aber wenn ich nun nein sagte?“

„Nein — o ich glaube nicht, daß Du mir eine solche Antwort geben würdest. Aber wenn Du es thätest, dann würde ich — dessen bin ich gewiß — recht böse werden.“

„Ah!“

„Du glaubst vielleicht, daß ich nicht böse werden kann? O, ich bin mitunter so böse, daß ich mich recht sehr über mich selbst ärgere. Allerdings lacht Papa mich dann gewöhnlich aus, aber ich weine darüber.

Doch fürchte nicht, Gustav; von diesem Augenblick an werde ich nie wieder böse werden, das schwöre ich Dir."

Diese Gedanken und Vorstellungen stiegen hoch über die gegenwärtige Stunde und deren wechselnden Intriguen und schwebten auf den bunten Flügeln eines luftigen Traumes der Zukunft dahin. Gleichsam in einer Nebeldunst schwebten sie zwischen dem Morgen- und Abendstern des Lebens. Wie die Küste dem Fernrohr des segelnden Schiffers verschwindet und zuletzt nur als ein kleiner Punkt am Rande des Horizonts erscheint, so verschwand ihnen die Erde und deren Kummer und Noth.

Noch schimmerte das Grün der Blumenbeete in den letzten Sonnenstrahlen, und bewegte sich im leisen Winde, und noch sang der Vogel vom Gipfel des Baumes herab.

Da näherten sich plötzlich schnelle Schritte.

Hildegard sprang empor. Sie begegnete ihrem Bruder am Eingange der Laube.

„Komm!" befahl dieser.

Seine Stimme war ungewöhnlich streng und heftig. Hildegard blickte ihn furchtsam an. Sie begriff nicht die Veranlassung dieses strengen Befehls, aber sie folgte ihm, sogar ohne sich umzusehen und Gustav einen freundlichen Gruß zuzuwinken. ... Gustav lächelte indessen, weil er glaubte, den Grund dieser plötzlichen

Störung deuten zu können; er war nämlich überzeugt, daß der alte Hauptmann mit seinen Sohn gesprochen und daß er jetzt eine Unterredung unter vier Augen mit Hildegard wünsche. Er entschloß sich, noch eine Weile in der Laube zu bleiben und sich nicht sogleich zu der übrigen Gesellschaft zu begeben.

In der frohen sehnsüchtigen Hoffnung, daß jetzt der alte Vater sein Glück der ganzen Gesellschaft gegenüber bestätigen würde, erhob er sich nach ungefähr einer Viertelstunde und lenkte seine Schritte auf den offenen Tempel seines Glückes zu.

Als er in den Saal trat, klopfte sein Herz heftig, und es war ihm fast unmöglich, die ungeduldige stürmische Freude zu verbergen, die ihn erfüllte und sein Blut in Wallung brachte. In demselben Augenblick ging die Thüre von dem Zimmer des alten Hauptmanns auf und Hildegard, von dem Vater und dem Bruder geführt, trat in den Saal.

Gustav war fast im Begriff, hervorzustürzen, um kniend von ihm die Hand zu empfangen, an welcher er dem Glück eines ganzen Lebens entgegengehen sollte. Allein ein unerklärlicher, ein entsetzlicher Anblick hielt ihn zurück: Hildegard schwankte und ihr Kopf ruhte auf der einen Schulter des Vaters; sie war leichenblaß.

Was sollte das bedeuten? Auch der Hauptmann sah verwirrt aus, auch seine Schritte schwankten, und obgleich der Lieutenant äußerlich ruhig erschien, bemerkte man doch an dem wilden Blick, an dem Zug um seinen Mund, an dem sonst so wohl geordneten, jetzt nachlässig zurückgestrichenen Haar, daß auch er durch einen Sturm aufgeregt gewesen und daß sich derselbe noch nicht vollständig gelegt hatte.

Gustav vermochte nicht, diese plötzliche Veränderung zu deuten! er blieb wie angenagelt stehen. Noch einen Augenblick und das Räthsel würde gelös't sein; allein dieser Augenblick, der seine ganze Zukunft umschloß, war doch immer ein entsetzlicher Abgrund, den er überspringen mußte. Er fühlte, daß er zitterte, gleichsam, als habe ihn ein kaltes Fieber ergriffen.

„Ich habe die Ehre," begann der alte Hauptmann, „die Gesellschaft in Kenntniß zu setzen ..."

Dieser Anfang belebte Gustav wieder. In seinen Gedanken war er bereits über jenen Abgrund gesprungen, und stand nun auf dem grünen Felde seiner schönen Hoffnungen auf die Zukunft. Unwillkürlich that er einen Schritt auf Hildegard zu.

Allein Hildegards Kopf ruhte noch immer auf der Schulter des Vaters und ihr Antlitz war noch immer blaß, wie der Tod, fast noch blässer geworden. Es war, als habe sie keinen Gedanken, kein Gefühl für Gustav. Er wußte, daß dieser Augenblick sowohl für sie, wie für

ihn, ein Augenblick eines unendlichen langersehnten Glückes war, und er vermochte nur nicht zu begreifen, daß derselbe sie in dem Grade aufregen, sie so ganz und gar vernichten konnte. Die Handlung war zwar wichtig, allein sie hatte eine fröhliche, eine beglückende, keine vernichtende, tödtende Bedeutung — und doch deutete ihr Aeußeres mehr auf das letztere, als auf das erstere hin.

Er hielt hier inne.

„... zu erkennen zu geben," fuhr der Vater fort, „daß die Verlobung meiner Tochter Hildegard mit ..."

Sein Blick schweifte im Zimmer umher; es war, als suche er Jemand.

Es war nicht zu läugnen — Gustav gestand es nun sich selbst ein, daß der Auftritt ganz geeignet war, ein ergreifendes, ernstes Gefühl hervorzurufen. Jetzt, wo der Name ausgesprocher werden sollte, begriff er Hildegards Stimmung.

Der Blick des alten Hauptmanns hatte Gustavs Blick begegnet; diese Begegnung zweier Seelen war sprechend, nnd doch begriff Gustav nicht die Bedeutung des feuchten Glanzes in dem großen Blick des alten Mannes.

„.. die Verlobung meiner Tochter mit ..."

Es schien, als habe er nicht denjenigen gefunden, den er suchte.

„... mit meinem Freunde, Herrn Robert An=

karsparre," unterbrach ihn Lieutnant Ros, vielleicht aus Furcht, daß das durch das Alter geschwächt Gedächtniß des alten Vaters diesen in Verlegenheit gebracht hätte.

Die Wirkung dieser Worte war ungeheuer. Gustav würde zu Boden gesunken sein, wenn er nicht eine Stuhllehne ergriffen hätte. Sobald er es vermochte, verließ er die Wohnung des Hauptmanns, ohne ein Wort zu sagen. Verwirrt, verstört, vernichtet, eilte er nach Hause.

Zweites Kapitel.

De la Vauvenards Intrigue geht immer weiter.

Die Umstände, welche diese für Hildegarde und Gustav eben so unvermuthete, wie schmerzliche Veränderung hervorgebracht hatten, waren folgende.

Als Vauvenard den Garten verließ, begab er sich zu dem alten Hauptmann Ros, welcher der Abendkühle wegen nicht Theil an dem Spatziergang genommen hatte.

„Ich weiß nicht,“ sprach er zu den alten Mann, „wie ich in der artigsten und besten Weise von einer Sache reden soll, die, ich fürchte es, bereits vergessen und vielleicht im Stande sein dürfte, einen Schatten des Kummers auf den Abend Ihres Lebens zu werfen; aber...“

„Reden Sie, mein Herr!“ bat der alte Mann ihn.

„Ich habe Sie an die Zeit erinnert, als Sie sich vor einigen zwanzig Jahren in Paris aufhielten, und diese Erinnerungen haben mir einen freundlichen Empfang bei Ihnen verschafft, was ich immer zu schätzen wissen werde.“

„Paris — ach ja, viele fröhliche Tage habe ich dort genossen, und es ist mir immer eine Freude, wenn ich einem Franzosen eine Artigkeit erzeigen kann; der Pariser ist jedoch so artig, daß Niemand es wagt, mit ihm zu wetteifern. ... Allein, was wollten Sie sagen, Herr Graf?“

„Jeder, der Sie kennt, oder gekannt hat, Herr Hauptmann, schätzt Sie als einen ausgezeichneten Mann, eben so redlich und rechtschaffen, wie ritterlich und männlich.“

„Mein Herr!“

„Daß man Sie in Ihrem Vaterlande kennt, ist nur die Pflicht des Vaterlandes; aber selbst in Frankreich urtheilt man über Sie in einer Weise, die den Ausgezeichnetsten ehren würde.“

„Sie schmeicheln, mein Herr, aber Ihre Worte erfreuen mich doch. Das Alter findet einen Genuß, auf seine Jugnd zurückzublicken, so wie die Mutter auf ihr Kind blickt. Ich fühle sehr wohl, daß ich jetzt ein Anderer geworden bin, aber das Auge des alten Mannes strahlt doch, wenn manchmal die spielenden Jugendjahre, oder die Zeit des denkenden Mannes vor das Ge-

dächtniß treten. Wenn ich auch jetzt nichts mehr vermag, wenn der Eichenlaubkranz meiner Thaten der Welt ist, so freut es mich nichtsdestoweniger, wenn Jemand sich entsinnt, daß ich einen solchen besessen habe, und die verwelkenden Blätter sind mir nicht weniger lieb, als die frischen — nichts in dieser Welt vermag immer frisch zu bleiben."

Es war die schwache Seite des alten Hauptmanns, daß er gern ein wenig philosophirte.

„Doch die Rechtschaffenheit, die Tugend, die Ehre, die Sie immer ausgezeichnet haben, liefen dessenungeachtet einmal Gefahr, verkannt zu werden."

Der alte Hauptmann erhob sich vom Lehnstuhle vor Verwunderung dessen, was Vauvenard wohl zu sagen haben könnte.

„Der Himmel weiß," fuhr Vauvenard fort, „daß ich einen alten Mann nicht verwunden will, und ich hoffe, Sie werden es einsehen, wenn ich ausgesprochen habe."

„Machen Sie keine Umwege, mein Herr — haben Sie die Güte . . . reden Sie gerade heraus!"

„Während Ihres Aufenthaltes in Paris befanden Sie sich mehrere Abende nach einander in einem Spielhaus."

Das Antlitz des alten Hauptmanns verfinsterte sich.

„Nicht um zu spielen," antwortete er, „sondern

um einen jungen Franzosen zu retten, zu dessen Vater ich in enger, freundschaftlicher Beziehung stand."

„Eines Abends muß indeß ihr Verlust sehr bedeuten gewesen sein."

„Da ich nicht spielte, konnte ich auch nichts verlieren; allein ich entsinnne mich sehr wohl, daß mein junger Freund eine ansehnliche Summe verlor ... nun?"

„Bei der Gelegenheit unterschrieben Sie doch eine Schuldverpflichtung auf 100,000 Francs?"

„Um dem Sohne meines Freundes beizuspringen, gab ich meine Namensunterschrift her; allein er sollte die Schuldverschreibung bei erster Gelegenheit einlösen, das versprach er mit Hand und Mund."

„Sowohl ihr Freund, wie dessen Sohn, fielen unter der Guillotine."

„Mein Gott ... die Schuldverschreibung?"

„Sie überlebte sie Beide."

„Was höre ich!"

„Eines Tages, als ich über den Boulevard ging, hörte ich dort Ihren Namen ausrufen."

„Meinen Namen auf dem Boulevard?"

„Sie wissen ja, wie viele sonderbare Sitten die französische Revolution hervorrief, es darf Sie somit nicht Wunder nehmen. Als ich Ihren Namen hörte, blieb ich stehen und fand, daß man — im Ernst oder Scherz, ich weiß nicht recht welchem, allein ich fürchte, es war im letzteren — eine Schuldverschreibung zum

Verkauf ausbot. Bei jedem Ausgebot setzte der Ausrufer den Werth der Schuldverschreibung bedeutend herab und unter dem Gelächter und Spott des Volkes fiel er schließlich bis auf einige Sous herab; allein das half Alles nichts, man wollte durchaus gar nichts für die Schuldverschreibung geben. Ich vermag hier nicht alle die entsetzlichen Epitheta, alle die verhöhnenden Bemerkungen, alle die Sarcasmen und beleidigenden Einfälle zu nennen, welche das Volk mit Ihrer Person und Ihrem Namen verknüpfte. Allein Sie kennen den Pariser, wenn er guter Laune ist."

Der alte Hauptmann fühlte einen wirklichen Schmerz bei dieser Erzählung Vauvenards. Vermögen besaß er nicht; aber bis zu diesem Augenblick hatte er immer geglaubt, seinen Kindern einen guten Namen und eine unbefleckte Ehre hinterlassen zu können.

„Ich wurde ärgerlich durch das, was ich hörte und eilte auf die versammelte Menge zu. — Ich kaufe die Schuldverschreibung! sagte ich."

Das Antlitz des alten Hauptmanns erhellte sich.

„Nun, mein Herr?" rief er aus und betrachtete Vauvenard mit wohlwollender Aufmerksamkeit.

„— Wie viel zahlen Sie? frug der Verkäufer!

„— Die ganze Summe, antwortete ich. — Man soll in Frankreich nicht einen Ausländer beleidigen, der abwesend und somit außer Stande ist, seine Verpflichtungen zu erfüllen. — Schön gesprochen! antwortete

einer der Verkäufer. Ich bezahlte und das Volk brachte sowohl mir, wie Ihnen, ein jubelndes Hoch.“

Die Unruhe des alten Hauptmanns war im höchsten Grade gestiegen.

„Und die Schuldverschreibung?“ frug er.

„... ist jetzt in meinen Händen,“ erwiederte Vauvenard mit einem besonders unglückprophezeihenden Ausdruck; „in Betreff derselben wünschte ich nun gerade eine Unterredung mit Ihnen, Herr Hauptmann.“

Es trat eine längere Pause ein. Vauvenard betrachtete ihn ruhig. Der Kopf des alten Mannes sank auf die Brust herab.

„Ich kenne,“ fuhr Vauvenard fort, „Ihre weniger guten Umstände und ich weiß, daß Sie nicht im Stande sind, jene Verschreibung einzulösen ...“

„Nein, das bin ich nicht,“ erwiederte der Alte; „ich besitze jetzt so gut wie gar nichts.“

„Sie könnten zwar den Einwand geltend machen, daß die Schuld längst verjährt und die Verschreibung somit keine gesetzliche Giltigkeit besitzt ...“

„O nein, nein, das würde ich nicht thun können!“

„Ich bin davon überzeugt, denn ich weiß, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind.“

„Sie haben Recht; das bin ich.“

„Sie würden nicht im Stande sein, Ihren Namen zu verläugnen?“

„Nie.“

„Sie würden nicht so unedel gegen mich handeln können, der ich Ihre Ehre rettete, ohne zu wissen, ob es mir jemals glücken würde, Sie anzutreffen?“

„Nein, das würde mir unmöglich sein.“

„Darüber sind wir also einig?“

„Allerdings, darüber sind wir einig.“

„Hören Sie mich weiter: da Sie die Schuldverschreibung nicht einlösen können, so bleibt mir die Möglichkeit, Sie einer öffentlichen Beleidigung bloszustellen.“

„Allerdings.“

„Ich könnte zum Beispiel ...“

„O, mein Herr, schweigen Sie! Sie haben meine Ehre in Paris gerettet und werden nicht das Herz haben, mir sie in meinem Vaterlande zu rauben!“

„Wer weiß?“ antwortete Vauvenard. „Allein ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen.“

„Erklären Sie sich deutlicher: ich gehe auf jede Forderung ein.“

„Mein Vorschlag wird Ihnen keinen Heller kosten.“

„Reden Sie, reden Sie!“

„Ich kenne einen jungen, angenehmen, gebildeten Mann ...“

„Keine Umschweife, mein Herr — was wünschen Sie?“

„... einen Mann, der die Achtung Aller verdient, einen braven Mann, derselbe liebt Ihre Tochter.“

„Sein Name, sein Name?“

„Robert Ankarsparre. Geben Sie ihm Ihre Tochter und die ganze Geschichte, wovon wir hier gesprochen haben, bleibt ewig ein Geheimniß zwischen uns.“

Der alte Hauptmann runzelte die Stirne. Er hatte soeben das Geständniß Gustavs erhalten und diesem mehr, denn ein halbes Versprechen gegeben. Und wie sollte er überhaupt Hildegard opfern können? — Es galt jedoch seiner Ehre, seinem guten Namen — also auch die Ehre seines Sohnes und seiner Tochter. Es war eine harte Probe in einem so hohen Alter.

„Hildegard,“ klagte er, „Hildegard liebt einen Andern.“

„Aber die Schuldverschreibung!“ fiel Vauvenard ein.

„Ich raube ihr das höchste Glück ihres Lebens, die freie Wahl eines warmen Herzens.“

„Aber das Schuldgefängniß, die Hauptwache!“ erinnerte Vauvenard.

„O, mein Gott!“ seufzte der Alte.

Es war entsetzlich und empörend, den alten Mann, der bereits am Rande des Grabes stand, im Zimmer schwach und schwankend auf- und abgehen zu sehen, ihn neben Vauvenard, dem eisernen, unbestechlichen Schicksal, wie ein Kind klagen hören — neben Vauvenard, der ohne Barmherzigkeit Alles mit Füßen trat.

„Hildegard's Herz wird zerbrechen!"

„Wenn Sie entehrt werden, Herr Hauptmann, ja wohl!"

Wir wollen diesen Auftritt nicht weiter ausmalen; Lieutenant Ros wurde herbeigerufen. Er sah noch deutlicher, als der Vater, das Entsetzliche ihrer Lage ein. Wie jeder Mann von Ehre es sein muß, war auch er durch den Gedanken entrüstet, der Welt gegenüber in einer Affaire, wie die vorliegende, der Vergeßlichkeit, oder gar der Betrügerei beschuldigt zu werden, und er war der Ansicht, daß man Alles thun müsse, um dieses zu umgehen. Selbst wenn der Vater, in Bezug auf seine nächsten Freunde, den Ursprung jener Schuldverschreibung darzulegen vermochte, er würde es doch nie der ganzen Welt gegenüber thun können, und der Ruf eines betrügerischen Schuldners, einmal der Familie angeheftet, würde vielleicht spät, oder nie verwischt werden können. Man faßte den Entschluß, Hildegard herbeizurufen. Sie trat ein.

„Nie und nimmermehr gebe ich einer solchen Vereinigung meine Einwilligung!" rief Hildegard in der größten Ueberraschung und empört in ihrer innersten Seele.

„Willst Du Deinen Vater unter die Erde brin-

gen?“ bemerkte ihr Bruder mit ruhiger Selbstbeherrschung.

„Ich liebe schon einen Andern!“ klagte sie laut. „O, mein Bruder, sei nicht grausam gegen Deine Schwester!“

„Dein Vater liebt auch Dich, und auch ich liebe Dich.“

„Barmherziger Gott, soll ich in solcher Weise mein Glück opfern und denjenigen verlassen, den ich liebe?“

„Um die Ehre Deines Vaters zu retten — ja, Du mußt es thun.“

„Nein, nein!“ schrie sie und ihre Blicke wurden wild, ihr ganzes Wesen verwirrt.

„Ich entferne mich!“ äußerte Vauvenard.

„Bleiben Sie, um Gotteswillen, bleiben Sie!“ bat Lieutenant Ros ihn.

Und Hildegard fiel Vauvenard zu Füßen.

„Gnade, Schonung, Barmherzigkeit!“ bat sie. „Ich bin ein junges Mädchen, ein junges, unschuldiges Mädchen; ich habe mein Wort gegeben, mein Herz verschenkt, auf Glück gehofft, von Glück geträumt — Sie können nicht so grausam sein, daß Sie auf einmal alle die Blumen meines Lebens, die ich liebe, all die junge Freude, die mich erfüllt, der ich nur lebe, mit Füßen treten zu wollen? O, Sie selbst besitzen eine Tochter — sagen Sie, sagen Sie, ob Sie den Muth

haben würden, Ihre eigene Tochter in solcher Weise zu vernichten? Barmherzigkeit! Gnade! Lassen Sie mich demjenigen gehören, den ich liebe, und wir werden für Sie arbeiten, wir werden.... O mein Gott!"

Er erwiederte kein Wort, sondern hielt ihr nur kalt die Schuldverschreibung des Vaters vor die Augen.

Vernichtet wandte sie sich von ihm ab und ließ ihr Haupt auf das Knie ihres Vaters sinken. Bittere Thränen feuchteten ihre Wange — der Kampf war zu Ende.

Eine Viertelstunde später betrachtete man die Ehre der Familie als gerettet; allein Hildegard war das Opferlamm.

Mit gekreuzten Armen betrachtete Vauvenard sein Werk. Er war damit zufrieden.

„Nun, Frau Freiherrin," sagte er, als diese sich ihm näherte, „habe ich mein Versprechen erfüllt?"

„Sie sind ein unbegreiflicher Mann, Herr Graf. „Ich verstehe nicht, woher Sie die Macht nehmen, ich sehe nur, daß Sie sie besitzen. Was Sie wollen, geschieht — und ich beuge mich von diesem Augenblick an in unumschränktem Vertrauen Ihrem Willen, sowie ich mich Ihrer Leitung hingebe."

„Einst, gnädige Frau, werde ich meine Belohnung fordern."

„Thun Sie es!“

Als Robert sich ihm näherte, sagte er:

„Ich bat Sie, zu hoffen — was sagen Sie jetzt?“

„Ich muß gestehen, daß Sie ein merkwürdiger Wahrsager sind, Herr Graf. Sie haben mich glücklich gemacht — möchte ich nur einmal reich genag werden, um Ihnen meine Dankbarkeit zeigen zu können.“

„Sie sollen es werden, verstehen sie mich rechr — ich prophezeihe nur.“

Robert begriff die Bedeutung dieser Prophezeihung und blickte scheu und furchtsam um sich, und nicht ohne eine sonderbare, unerklärliche Furcht vor diesem steinharten Mann entfernte er sich. Vauvenard blieb stehen — Lieutenant Ros näherte sich ihm.

„Herr Lieutenant“ sagte Vauvenard, „Sie haben mich von einer grausamen Seite kennen gelernt; ich möchte wünschen, Ihnen in einem bessern Lichte zu erscheinen.“

Ros lächelte, aber in einer bittern, zweifelnden Weise.

„Was sagen Sie von meiner Tochter?“ fuhr er fort.

Bei dieser Erinnerung stand plötzlich das Bild der schönen Ange in seinem ganzen Glanze vor Ros.

„Erschrecken Sie nicht ob ihres Stolzes,“ fügte

Vauvenard hinzu; „derjenige, der sie bezwingen soll, muß Muth besitzen und selbst eben so unerschrocken sein, wie sie. Wenn Sie vorwärts wollen, Herr Lieutenant, dann — vorwärts Marsch! Ich verspreche Ihnen, die Augen zuzudrücken.“

Und was Vauvenard äußerte, meinte er in der That, indem er aus dem Herzen seiner Tochter jeden Eindruck zu verwischen wünschte, den Ankarsparre dort gemacht hatte. Das beste Mittel, hierin zum Ziele zu gelangen, war, einen neuen Werber aufzustellen.

Ange trat auf ihren Vater zu.

„Sie haben mich hintergangen, mein Vater,“ sagte sie; „Ankarsparre liebte keine Andere.“

Vauvenard zuckte mit den Achseln.

„Es ist wohl möglich,“ erwiederte er, „daß man mich hintergangen hat.“

Die Worte, die Vauvenard zu Lieutenant Ros geäußert hatte, fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. In seiner Seele befand sich schon der Name einer giftig-duftenden Belladonna, und sie stand schon in wenigen Minuten in voller Blüthe, ihre aromatisch-zerstörenden, brennenden Blätter in die Welt seiner Gedanken und seiner Sinne hineinstreckend. Er blieb einige Schritte entfernt von Ange stehen, die sich damit beschäftigte,

Hildegard tröstende Worte zuzuflüstern. Jemehr diese schwesterliche Theilnahme die himmlische Güte ihres Auges zum Vorschein brachte, jemehr Feuer entwickelte die Belladonna, je mächtiger wirkte ihr narkotischer Duft auf seine Sinne.

„Wenn es nur des Muthes bedarf,“ dachte er, „dann gehört sie mir schon!“

Obgleich ein roher Gesell, war Ros durchaus nicht ohne Herz. Die ganze Welt war ihm zwar nur ein großes Feldlager, wo Jeder sich, so gut wie er es eben vermochte, durchschlug; aber ungeachtet er in solcher Weise den Tag hinnahm, wie dieser sich eben gestaltete, war er doch nicht ohne Rechtschaffenheit.

Durch das vorhergehende Ereigniß im Zimmer seines Vaters waren seine Leidenschaften in Wallung gebracht worden. „Vorwärts marsch!“ rief eine Stimme in seinem Innern.

„Dürfte ich wohl ein Wort mit Ihnen reden, mein Fräulein?“ frug er Ange.

In der Ueberzeugung, daß diese Unterredung Hildegard beträfe, willigte Ange sofort ein; und als Ros seine Hand ausstreckte, um sie in den Garten zu führen, legte sie ohne Argwohn die ihrige hinein.

Der Ruhe eines Mannes ist nichts gefährlicher, als sich in das Auge eines Weibes zu vertiefen, als dessen Hand zu ergreifen. Ros hatte das erste gethan,

jetzt that er auch das zweite. Unser besseres Gefühl, unsere edleren Sinne werden durch das Wunderbare des Auges erweckt und von demselben bezaubert; [allein von der schwellenden, leisen, sammetweichen Hand berührt, verschwindet unser sonst allmächtiger, besserer Mensch, und der schlechte: die Sinnlichkeit, gelangt zur Herrschaft.

Deshalb, Du junger Mann, blicke nur — wenn es sein muß — ins Auge, aber berühre die Hand nicht. So schwach, so rein, so einladend wie ein junges, schneeweißes Lamm sie Dir auch erscheinen mag — kaum wirst Du sie berührt haben, so springen gleichsam Blitze aus jedem Deiner Finger hervor und die Strahlen alle kehren sich in Dein Herz hinein, durchzucken alle Deine Pulse.

Lieutenant Ros machte diese Erfahrung.

„Kommen Sie," flüsterte er ihr zu, „kommen Sie!"

Schon befanden sie sich im Garten.

Es brannte in seinen Adern; eine wirkliche Raserei hatte sich seiner bemächtigt, er war nicht mehr seiner selbst Herr. Ein Schwindel hatte ihn ergriffen, und Vauvenards „Vorwärts marsch!" tönte in seinen Ohren, braus'te in seiner Brust.

Noch immer saß Ankarsparre im Fenster, in jener Mauer, die auf den Garten führte; er fühlte sich niedergeschlagen und schmerzlich bewegt durch das, was er gesehen und erfahren, und in solchen Augenblicken hatte er nur einen einzigen Gedanken:

„Ach, wenn Falk nur hier wäre; sein offenes, entschlossenes, rechtschaffenes Wesen würde mich stützen, würde mich trösten!“

Seine Augen hatten sich geschlossen, er war in Betrachtungen versunken. Plötzlich aber erreichte ihn ein durchdringender Schrei; er schlug die Augen auf.... was erblickte er? Plötzlich kam sein Blut aufs Neue in Wallung und ein flammendes Feuer gab einen hellen Wiederschein auf seinem Antlitz.

In den Garten getreten, hatte Ros einen Weg links vom Altan, nach der Mauer hin, eingeschlagen. Es war der Gang des Gartens, welcher durch Laubwerk am meisten verdeckt war.

Als Ankarsparre die Augen aufschlug, hatte der rohe Soldat Ange's Hand in der seinen, und indem er sie immer stärker preßte, zog er das Mädchen mit sich.

„Komm, komm!“ befahl er.

Es war zwar Ankarsparre unmöglich, die Worte des Lieutenants zu hören; allein dies war auch nicht nöthig: er sah seine befehlende Miene, seine leidenschaftliche Haltung und den wilden, verzehrenden Blick,

den er auf Ange warf. Ein Ausruf des Entsetzens ging über Ankarsparre's Lippen. Er erhob sich, er streckte sich aus dem Fenster hinaus. Ange war nicht blaß, viel eher hatte eine vernichtende Todesqual sich in ihre Wangen, auf ihre Stirne eingegraben. Sie selbst, so wie sie dort erschien, war der verkörperte Ausdruck des Angstrufes, welcher von ihren Lippen bebte.

Ros führte sie immer weiter.

Als er den Saal mit ihr verließ, hatte er die Altanthüren hinter sich geschlossen.

„Ich erschrecke nicht vor Deinem Stolze," sprach er. — „Komm, komm! Du bist nicht unerschrockener, als ich: ich habe den Muth, Dich zu zwingen. Vorwärts marsch!"

Fast unwillkürlich wiederholte er diese Worte Vauvenards: ein Beweis, wie tiefe Wurzeln sie schon bei ihm geschlagen, wie sehr sie ihn vergiftet hatten. Der Soldat hatte sich in ein plünderndes Raubthier verwandelt, dem gegenüber Alles der Gewalt weichen mußte.

„Vorwärts marsch!" rief er.

„Sie wird zu Grunde gehen!" schrie Ankarsparre fast in wahnsinniger Verzweiflung. „Wer wird sie retten?"

Ros fühlte eine doppelte Kraft, weil er wußte, daß Vauvenard, der eigne Vater Ange's, ihm Beifall

schenkte. Er hörte nichts; er sah nichts; er war blind und taub.

„Welche abscheuliche Gewaltthat, welche Niedrigkeit, welche Rohheit!“ erscholl es nach und nach von Ankarsparre's Lippen.

Ros hatte Ange bis dicht unter das Fenster hingeschleppt. Mit einer Kraft, in welcher ein Beweis der äußersten Anstrengung lag, war es ihr geglückt, sich auf einen Augenblick loszureißen, und schon war sie bereit, wie ein aufgescheuchtes Reh zu entfliehen; allein Ros ergriff sie wieder, diesmal nicht an der Hand, sondern um den Leib, mit der ganzen Kraft seines Armes, und nun hob er sie leicht, wie einen Federball, in die Höhe.

Blaß vor Zorn, halb wahnsinnig, in der fürchterlichsten Stimmung, vermochte Ankarsparre sich nicht länger zu beherrschen. Mit einem Schlage zerschmetterte er die Fensterscheibe, daß die Stücken klingend zu Boden fielen.

Allein Ros blieb taub; Ange hörte nichts.

Aus Furcht, daß ihm irgend ein Verrath von Seiten Vauvenards drohe, hatte er, als er dessen Boten folgte, sich vorsichtiger Weise mit einer wohlgeladenen Pistole versehen.

Die Pistole blitzte in seiner Hand.

„Halt,“ rief er vom Fenster aus, „Halt!“

Ange hörte den Ton dieser wohlbekannten Stimme in ihrem Ohr zittern, und instinktmäßig hob sie ihren Blick empor. Vom Schauder ergriffen, hatte sie bis auf diesen Augenblick nicht an Ankarsparre's Anwesenheit gedacht. Ihr Blick flehte um Hülfe, wie der des Opferlamms, wenn das Messer über seinem Kopfe schwebt.

Allein Ros bemerkte nichts; mit kräftigem Arm hob er seine weiche, schöne Last auf eine Bank in der Nähe des Fensters.

Noch ein Ausruf drang aus Ange's Herz über ihre Lippen; aber ihre Stimme wurde immer schwächer, und erstarb ganz, indem ihr Haupt gleichsam welk auf die Seite sank.

Einen einzigen Augenblick hier zu verlieren, hieß Alles verloren zu geben.

Ankarsparre blickte nach dem Altan des Hauses; die Thüre war geschlossen und von der Seite war also keine Hülfe zu erwarten. Und wie konnte auch Bauvenard eine Ahnung um diese gräßliche That haben? — Wenn er eine solche gehabt hätte, würde er ja seiner Tochter zur Hülfe geeilt sein.

Einen Augenblick hatte Ankarsparre die Absicht, den Kopf seines Feindes durch eine Kugel zu zerschmettern; allein derselbe Mann hatte ihn ja auf Leben und Tod herausgefordert, und es würde also den Anschein einer Feigheit gewinnen, wenn er ihm jetzt die Rechte

des Duellanten raubte. — Er warf also die Pistole weit von sich weg.

Allein was sollte er thun?

Er maaß die Tiefe unter sich; er ergriff den Fensterpfosten; mit einem einzigen Sprunge konnte er in dem Garten stehen.

Ros hatte seinen Arm um Ange's schlanke Gestalt gelegt; die wildesten Leidenschaften blitzten aus seinem Auge, aus seinem ganzen Wesen. Seine Kopfbedeckung war abgefallen, sein Haar ringelte sich in wilder Unordnung um sein Haupt. Mit einer Wildheit, die einem Banditen Ehre gemacht haben würde, drückte er sie immer näher und näher an sich; seine Lippen suchten die ihrigen: er wollte sich einen Kuß erzwingen.

Der wilden Leidenschaft ist jedes Weib — nur ein gewöhnliches Weib.

In diesem Augenblicke krachte es laut auf in seiner Nähe; es war Ankarsparre, der sich aus dem Fenster warf. Die Hand um die Fensterpfoste, schwang er sich erst hinaus, senkte sich darauf, ließ die Pfoste los und stürzte inmitten eines Fliederbaumes herab.

Schon brannte in der Einbildung des Lieutenants die Wollust des Kusses auf seinen Lippen, als ein kräftiger Arm ihn an der Schulter packte und mit der

ganzen Kraft der Leidenschaft ihn weit von seiner Beute schleuderte.

Mit der ganzen Wuth eines wilden Thieres sprang er wieder empor.

„Tod und Hölle!“ rief er.

„Ziehen Sie sich zurück, Herr Lieutenant!“ rief Ankarsparre.

Es war der rohe Krieger und der edle Ritter, die einander gegenüberstanden.

„Schämen Sie sich, mein Herr,“ fuhr Ankarsparre fort; „schämen Sie sich, in solcher Weise ein Mädchen zu behandeln, das vielleicht schwach genug gewesen ist, Ihnen vertrauensvoll entgegenzukommen; schämen Sie sich, daß Sie Ihre Kraft mißbrauchen, daß Sie das Gastrecht Ihres eignen Hauses kränken, daß Sie vergessen, wer sie ist, und was Sie sich selbst schuldig sind, schuldig als Offizier bei einem der ersten Regimenter der schwedischen Armee, als der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, als der Bruder einer liebenswürdigen, tugendhaften Schwester! Sie sind zu bessern Thaten geboren, mein Herr; allein weil Sie sich nicht nur als schwedischer Edelmann, sondern auch als Mensch vergessen, so erkläre ich Sie für einen Lump und bin bereit, diese Erklärung zu vertheidigen: und damit sei Ihnen ein besserer Grund zu der Herausforderung gegeben, die Sie mir bereits, ohne jede vernünftige Veranlassung, gesandt haben.“

Diese Worte Ankarsparre's flossen aus einem lebhaften, rechtschaffenen Herzen. Ange hatte ihn gehört und schenkte ihm den ungetheilten Beifall ihres Herzens. Dagegen fühlte Ros sich gedrückt durch die Wahrheit die in Ankarsparre's Worten, lag; aber wieder zu sich selbst gekommen und einsehend, daß er sich durch die blinde Leidenschaft gar zu weit habe hinreißen lassen, vermochte er doch nicht, offen seine Schuld einzugestehen. Das wahre, das allein richtige Ehrgefühl würde ihm dies geboten haben, allein er, wie die Meisten, kannte besser das Ehrgefühl der falschen Schaam, welches ohne weiteres Raisonnement mit dem Schwerte jeden Knoten der Verhältnisse durchhaut, anstatt ihn in einer edlen, von moralischen Grundsätzen vorgeschriebenen Weise zu lösen.

„Sie beleidigen mich!" rief er; „Tod und Hölle, ich werde Sie zum Schweigen bringen, sofern noch ein Fünkchen Stahl in meiner Klinge steckt. Die Stunde ist schon da, wo wir uns treffen sollen! Kommen Sie — folgen Sie mir!"

„Ich folge!" antwortete Ankarsparre mit der größten Ruhe.

Allein bevor er sich entfernte, blieb er mit gekreuzten Armen vor Ange stehen, und warf einen dunklen, tiefen, schwermüthigen, vorwurfsvollen Blick auf sie.

„Leb wohl, Ange!“ sagte er endlich, und wandte sich darauf von ihr ab.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, aber er sah es nicht.

„Sollte er Verdacht gegen mich hegen?“ frug sie sich selbst, als er bereits hinweg war.

Wie man sich mitunter etwas längst Vergessenem plötzlich wieder erinnert, so daß es Einem wiederum ganz klar und lebendig wird, so gedachte sie nun des Gesprächs zwischen Vauvenard und Ankarsparre, welches sie in jenem Corridor, der auf die Orangerie führte, gehört hatte.

„Mein Vater sagte ihm, daß er mich liebe — und er gestand es ihm. Mein Vater hat auch mir gesagt, daß ich Ankarsparre liebe, und auch ich habe es eingestanden.

„Allein uns Beide, ihn sowohl, wie mich, hat er vor Treulosigkeit gewarnt: mich hat er vor Ankarsparre, und Ankarsparre vor mir gewarnt.

„Ich habe soeben alle die Folgen der Eifersucht erfahren, aber ich habe auch gesehen, wie ich mich geirrt habe.

„Ist es wohl möglich, daß auch ich Ankarsparre irgend eine Veranlassung zum Verdacht gegeben?

„Ich will nachsinnen.

„Als ich in den Garten trat, wollte ich Hildegard retten, sie vor einer Ueberraschung bewahren, und ich

zog Lieutenant Ros durch Koketterie, zog ihn mit mir von dem Pavillon ab — durch meinen Blick.

„Ich lenkte in diesen Gang ein . . . . o, Ankarsparre sah es vielleicht schon um jene Zeit am Fenster dort oben. Ich verstehe jetzt: er hat falsche Schlüsse aus meiner, an und für sich unschuldigen und von den gegebenen Umständen vorgeschriebenen Handlung gezogen.

„Machte er nicht auch Lieutenant Ros den Vorwurf, daß dieser in solcher Weise ein Weib behandle, das vielleicht schwach genug war, ihm vertrauensvoll entgegenzukommen? Ja, ja, er machte ihm diesen Vorwurf!“

Und nun verstand sie sehr wohl die Gründe der Kälte, wenn nicht Gleichgültigkeit, mit welcher Ankarsparre sich entfernt hatte.

Ein Duell stand ihm bevor.

Sie fühlte die Angst um ihn aufsteigen. Sie zweifelte zwar nicht daran, daß Ankarsparre sich gegen Ros vertheidigen und ihm die nöthige Zurechtweisung geben würde; allein sie fürchtete den Haß ihres Vaters, dessen hartnäckigen Unwillen, dessen intriguanten Charakter, und es schien ihr mehr denn wahrscheinlich, daß er diesen Fall nicht unbenutzt vorübergehen lassen würde.

Am frühen Morgen hatte sie den Gedanken gehegt, ein Zimmer in der Nähe des Kampfplatzes zu

miethen; aber dies hatte sie wieder aufgegeben. Dagegen hatte sie sich entschlossen, auf irgend eine Weise Lieutenant Ros und die Beziehungen zu erforschen, in welchen dieser zu Ankarsparre stehen könne; aber die Ereignisse hatten sie auf ihrem Strome hinweggeführt, und selbst dieser Entschluß war nicht ausgeführt worden. Indeß war sie nun selbst bei einem Ausbruch ihrer gegenseitigen Feindseligkeit zugegen gewesen, und mehr bedurfte es nicht, damit sie klar sähe.

Jetzt faßte sie den Entschluß, keinen Augenblick zu zögern, sondern auf den Kampfplatz zu eilen. Dort angelangt, möge der Zufall über ihre Handlungen bestimmen.

Rikissa, um welche Niemand sich später bekümmert hatte, befand sich noch im Garten, aber an einem entlegenen Platze, woselbst sie in der Anschauung einer Blumenknospe versunken war.

Sie besaß eine unwillkürliche, ihr selbst nicht deutliche Liebe zu der Natur und deren kleinen Phänomenen.

Bevor der Mensch sein eigenes Gegenbild, den Menschen, zu lieben beginnt, liebt er die Natur und deren Phantasien, und nachdem die Geschlechtsliebe in einer natürlichen oder zufälligen Weise wiederum seine Rolle bei uns ausgespielt hat, kehren wir zurück zu unserer ersten Liebe, zu der Natur.

Rikissa hatte die Blumenknospe gebrochen und begann ihre wunderbare Zusammensetzung zu untersuchen. Sie glaubte an jedem Blatt eine neue Sage zu lesen.

Als sie endlich in ihren Untersuchungen aufhörte, schaute sie um sich, um zu entdecken, ob Niemand irgendwo in der Nähe sei, dem sie sich mittheilen könnte. Ange kam gerade von der entgegengesetzten Seite des Ganges; auch sie bedurfte Jemand, dem sie sich anvertrauen konnte. Die beiden Mädchen begegneten sich auf ha'bem Wege, aber in verschiedenen Absichten, obgleich Rikissa nicht diejenige war, die hartnäckig an einer bestimmten Absicht festhielt.

„Aber wird Rikissa mir behülflich sein können?“ dachte Ange, indem sie sich dem Mädchen näherte; „sie hat ja nicht ihren völligen Verstand? Doch,“ berichtigte sie sofort ihre eigene Ansicht, „wenn sie nur nicht ganz und gar von Sinnen ist, dürfte sie gerade diejenige sein, die am allerbesten meinen Wunsch zu erfüllen vermöchte.“

„Rikissa,“ sprach Ange, „wirst Du mich auch ganz verstehen, wenn ich Dich um etwas bitte?“

„Ach ja, wenn Sie nur richtig bitten.“

„Erinnerst Du Dich noch an den Rath, den Du dem dunkeln Kleide gabst?“

„Ich rieth, man möge sich vor dem Manne mit dem schwarzen Barte hüten.“

„Das ist richtig; aber würdest Du nicht auch selbst dabei behülflich sei, die Dame in Acht zu nehmen, wenn irgend eine Gefahr sie bedroht?“

„Allerdings.“

„Kennst Du Baron Ankarsparre?“

Rikissa schlug die Augen nieder.

„Vielleicht liebst Du ihn?“

Sie erröthete.

„Wohlan, eine große Gefahr droht ihm.“

„Dann komm,“ rief Rikissa, „komm, komm! Wir wollen ihm behülflich sein! Wo ist er, wo finden wir ihn?“

„Beruhige Dich, Rikissa, Du wirst warm, Du wirst heftig!“

„Ich werde warm, ich werde heftig, ja, ja!“

Die Ungeduld machte sich gar zu bemerkbar in ihrem Aeußern, als daß Ange sie nicht hätte beachten sollen.

„Sollte die Wahnsinnige vielleicht Ankarsparre lieben?“ dachte sie und warf einen forschenden Blick auf Rikissa. „Ach ja, ich fürchte es!“ dachte Ange ferner, indem sie Rikissa näher betrachtete. „Armes Mädchen!“ seufzte sie.

„Soll ich Dir ein Geheimniß mittheilen?“ frug Ange.

„Nein, ich will von keinen Geheimnissen wissen — aber gehen wir, beeilen wir uns!“

„Möchtest Du nicht wissen, wen Ankarsparre liebt?“

Die Ungeduld verschwand bei dieser Frage aus Rikissa's Aeußern; aber sie beugte sich weit vor, gleichsam, als wollte sie sich ganz und gar in ein lauschendes Ohr verwandeln.

„Du antwortest mir nicht?“ bemerkte Ange.

„Ach ja, sage mir, wen er liebt!“

„Er liebt — mich!“ sagte Ange mit milder Betonung des letzten Wortes.

„Euch!“ rief Rikissa, „Euch?“

Und eine so fröhliche, glückliche, innige Zufriedenheit sprach dabei aus Rikissa's Antlitz, daß es selbst Ange ein glückliches Gefühl bereitete, das arme Mädchen zu betrachten.

„Ach, wie glücklich bin ich, daß ich weiß, wen er liebt! Aber sage mir, ich darf doch auch Euch lieben?“

„Das verspreche ich Dir, allein nur unter der Bedingung, daß Du gleichfalls Ankarsparre liebst.“

Rikissa zog sich unwillkürlich zurück.

„Nein,“ sagte sie, „das verspreche ich nicht.“

„Nun, dann darfst Du auch mich nicht lieben.“

„Wie Sie wollen: ich will gern . . . . „sie hielt plötzlich inne . . . . „Euch Beide lieben!“ stammelte sie.

Ange fand sie gar nicht wahnsinnig.

„Aber Ankarsparre ist jetzt in Gefahr, und dadurch bin auch ich bedroht.“

„Ja, das ist wahr — eilen wir Euch zur Hilfe.“

„Würdest Du wohl den Weg nach Södermalm finden?“

„Dort wohne ich.“

„Du wirst also auch wissen, wo die Mohnbacke ist?“

„Dort gerade wohne ich ja.“

„Eilen wir.“

Als Lieutenant Ros und Ankarsparre sich aus dem Garten begaben, mußten sie durch den Saal gehen.

Mit einem kalten Gruß, und ohne sie weiter zu beachten, ging Ankarsparre an seiner Mutter und seinem Bruder vorüber. Diese fühlten eine Fieberkälte durch ihre Glieder zittern; es war ihnen fast, als sei mit ihm eine scharfe, eisige Winterkälte in's Zimmer gekommen. Als er sich entfernt hatte, blickten Mutter und Sohn einander bedeutungsvoll an.

Vauvenard dagegen trat ohne Weiteres auf ihn zu. Vollkommen unbekannt, durchaus nicht einmal eine Ahnung von dem besitzend, was zwischen Lieutenant und Ange geschehen, begriff er zwar nicht, wie und in welcher Weise Ankarsparre in den Garten gekommen; es lag ihm aber auch nichts daran, es zu untersuchen. Er begriff nur, daß die beiden Gegner sich getroffen

hatten, und aus dem Zorn, in welchem sie auftraten, zog er den Schluß, daß das Duell bald stattfinden solle.

„Ein Wort, Herr Baron! Wie denken Sie jetzt über die Welt?"

„Ich verachte sie, Herr Graf, und werde mich von ihr zurückziehen."

„Sie kennen jetzt Ihre Frau Mutter?"

„Vollkommen."

„Und Ihren Bruder?"

„Ja."

„Und Conrad?"

Diese Frage enthielt durchaus nichts Sonderbares. Vauvenard hatte ganz richtig berechnet, daß die Freiherrin und Robert, wenn er sie durch seine geheimnißvollen Mittheilungen gegen einander gehetzt, gemeinschaftlich Conrad anklagen würden, um gegenseitig jeden Vorwurf von sich selbst abzuwälzen, obgleich dies in der That doch in einem geringern Grade geschehen war, als er vermuthet hatte.

„Und Conrad, Ihren alten, treuen Diener?" wiederholte Vauvenard.

„Er wird schon erfahren, was ich von ihm denke."

„Nun — und Ange?" bemerkte der Graf darauf. Ankarsparre kehrte ihm den Rücken; aber Vauvenard legte die Hand auf seine Schulter und hielt ihn dadurch noch einen Augenblick zurück.

„Es bleibt nur noch übrig, Ihnen gleichfalls den Werth der Freundschaft zu zeigen.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, aber ich verbitte mir bis auf Weiteres jedwede Gefälligkeit Ihrerseits; meine Freunde prüfe ich am besten selbst.“

„Noch ein Wort, Herr Baron, was denken Sie von mir?“

Was sollte Ankarsparre wohl auf diese Frage antworten?

„Herr Graf,“ fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort, „ich erblicke in Ihnen einen grausamen, entschlossenen, berechnenden Feind. Weshalb Sie es sind, was Sie wollen, vermag ich nicht zu begreifen; allein deshalb sind Sie nicht weniger dreist, oder weniger gefährlich.“

„Im Parke rettete ich Ihr Leben, Herr Baron.“

„Ja, das ist die Wahrheit, allein es ist eine Wahrheit, die mir nur noch mehr Entsetzen vor Ihnen einflößt.“

„Ich habe Ihnen auch soeben die Gefahren entschleiert, die Ihnen von Seiten Ihrer nächsten Umgebung drohen, von Seiten Ihrer Mutter, Ihres Bruders, Ihres eigenen Dieners.“

„Sie haben Recht — und doch, trotzdem .... Ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll?“

„Sie werden doch nicht zweifeln, daß ein Vater jedenfalls seine einzige Tochter liebt?“

„Sie lieben Ange — ich muß es glauben.“

„Nun also .... Ich weiß, daß Sie meine Tochter lieben, und ich sehe gar zu gut ein, daß eine Verbindung mit Ihnen, Herr Baron, meinem Hause nicht allein zum Glück, sondern sogar zur Ehre gereichen würde; allein ich besitze doch den Muth, diese Vortheile zu opfern und zu meiner eigenen Schande zu zeigen, daß Ange Ihre Liebe nicht verdient.“

„Das ist unläugbar. O, mein Herr, was soll ich von Ihnen glauben?“

„Glauben Sie, daß ich ein Mann bin, der es verdient, daß Sie ihn als Ihren Freund ansehen, ein Mann und ein Freund, der seine Wege geht, ohne darauf zu achten, wie man ihn beurtheilt, mild oder streng, falsch oder richtig?“

Vauvenards Aeußerungen hatten nicht allein einen Anstrich der Aufrichtigkeit, sondern sie enthielten gleichfalls scheinbar die Wahrheit.

„Sollte es möglich sein?“ äußerte Ankarsparre. „Ja, ja, Sie müssen mein Freund sein!“

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Ein kaltes Hohnlächeln spielte um Vauvenards Lippen. Man muß seines Zieles gewiß sein, um so zu handeln, wie der Graf.

Durch eine Kopfbewegung, die so leise war, daß kein Anderer sie bemerkte, winkte er Lieutenant Ros an sich heran.

„Sie begeben sich von hier zum Duell?“ frug er nun.

„Ja, ~~Herr Graf~~.“

„Ich wünsche Ihnen viel Glück! Vergessen Sie nicht, daß ein einziger Stoß genügt, um einen unangenehmen Nebenbuhler um die Hand Ange's für immer aus dem Wege zu räumen, und um zu gleicher Zeit Ihren künftigen Schwager in einen der reichsten Männer Schwedens zu verwandeln.“

„Ich werde es nicht vergessen.“

Im nächsten Augenblick brach die ganze Gesellschaft auf. Als Vauvenard seine Tochter suchte, um mit ihr zusammen sich zu beabschieden, war sie jedoch verschwunden. Der Graf war indessen daran gewöhnt, Ange ihren freien Willen zu lassen, und es war ihm durchaus nicht auffällig, daß sie auch heute Gebrauch von demselben gemacht hatte.

Drittes Kapitel.

Ange und Rikissa. Das Duell.

Der Tag war zu Ende, die Schatten der Nacht verbreiteten sich bereits und die Finsterniß nahm mit jeder Minute zu. Noch bewegten die Menschen sich auf den Straßen der Stadt, aber in einer so stillen, ruhigen Weise, daß man ihnen deutlich die Müdigkeit nach der Arbeit des Tages ansah.

Durch die am wenigsten besuchten und engsten Nebengassen eilten zwei Frauenzimmer dahin. Sie gingen durch die Witwenhausgasse, hielten sich nahe an der Mauer des Orangeriegebäudes und bogen um die Ecke links in die nächste Gasse ein. Bald verschwanden sie in einem Thorwege. Die beiden Wandrer waren Ange und Rikissa.

Es währte jedoch nicht lange, bis sie wieder zum

Vorschein kamen. Aus Vorsichtigkeit oder Klugheit hatte Ange den Entschluß gefaßt, eine Veränderung mit ihrem Anzuge vorzunehmen, und es wäre nicht leicht gewesen, unter der groben Hülle, in der sie jetzt stack, die sonst so elegante Dame wiederzuerkennen; Jeder würde in ihr nur eine Kameradin, eine Freundin Rikissa's erblickt haben.

Arm in Arm setzten sie den Weg fort. Bald hatten sie die Nordbrücke passirt, die bereits fast volksleer war. Immer ängstlich um sich schauend und an die Seite der Straßen sich haltend, wo die Dämmerung am größten war, bemerkten sie, als sie sich inmitten der großen Neustraße befanden, daß eine Person vorsichtig in ihren Spuren einherschlich. Ungewiß, was sie zu fürchten, oder nicht zu fürchten haben könnten, beeilten sie ihre Schritte; aber der hinter ihr einherschleichende, in seinen Mantel eingehüllte Mann, beeilte gleichfalls die seinigen.

„Fürchtest Du Dich, Rikissa?“ frug Ange. Und obgleich die Frage an und für sich nicht sehr ermunternd war, so lag wenigstens eine Ermunterung in der Stimme, in der Art und Weise, wie die Frage betont wurde.

„Ich fürchte mich nie!“ antwortete sie. „Ich bin ein Kind der Straße, und diese fürchten sich nicht. Es ist ja nur eine kleine Ratte, die hinter uns läuft.“

„Aber er verfolgt uns — hörst Du nicht? Ich glaube, er hat uns verfolgt, seitdem wir vom Hause gingen.“

„Wünschest Du vielleicht, daß er uns nicht verfolgen soll? Sage es mir! Würdest Du mit mir zufrieden sein, wenn er uns nicht verfolgte?“

„Glaubst Du, daß Du ihn verscheuchen kannst?“

„Rattenfangen ist keine Kunst,“ antwortete sie — „Du wirst es sehen. Bleibe nur hier stehen, während ich die Falle zurechtmache.“

Und sie wandte sich um und ging auf die einherschleichende Person zu.

„Kommen Sie hierher; ich werde Ihnen etwas sagen — beeilen Sie sich, kommen Sie hierher!“

Diese Einladung schien den Unbekannten zu überraschen; er warf einen prüfenden Blick auf sie.

„Handelt es sich um irgend eine Gefahr?“ frug er.

„Sie werden es erfahren — folgen Sie mir nur!“ Und sie ergriff ihn beim Mantel, um ihn dorthin zu führen, wo sie ihn haben wollte.

„Aber Sie zögern? Eilen Sie, die Gefahr schwebt über uns! Nun, so eilen Sie doch!“

Er machte jetzt kein Widerstand, sondern folgte ihr. In der Nähe stand ein Thorweg offen; in diesen führte sie ihn ein.

„Was giebt es — von welcher Gefahr reden Sie?“

„Legen Sie ihr Ohr an meinen Mund.“

„Kann Jemand uns hier hören?“

„Jawohl. Blicken Sie dorthin — wenden Sie

den Kopf nach der Richtung! Sehen Sie dort kein Licht — dort im Fenster?“

„Nein, hier ist's überall finster.“

„Ah, sehen Sie denn nicht . . . . die Lampe dort, die Sie nicht sehen . . . .“

Rikissa schwieg. Der Unbekannte blickte die Fenster an; prüfend schweifte sein Blick von dem einen zum andern, allein er sah nichts.

„Reden Sie — die ich nicht sehe?“

Der Unbekannte hatte kaum diese Worte gesprochen, als das Thor dröhnend zufiel. Als Rikissa seine Aufmerksamkeit von dem Eingange auf das innere Gebäude gelenkt hatte, hüpfte sie mlt einem leichten Sprunge von ihm und schlug augenblicklich das Thor zu, daß es einhakte. Der Unbekannte stieß einen Ausruf des Verdrusses und des Zorns aus, als er sich gefangen sah.

„Hihihi!“ lachte Rikissa.

Von dem Thore aus hallten die gewaltsamen Schläge der geballten Fäuste und die heftigen Fußstöße des Eingesperrten auf der Straße wieder.

„Komm, komm, eilen wir!“ flüsterte Ange.

„Merkst Du nicht, daß die Zeit stillesteht? Sie hat schon einige Jahre stillgestanden! — Hast Du das nicht bemerkt?“

„Ja, sie hat still gestanden! Allein wir müssen dessenungeachtet eilen, sonst werden wir zu spät kommen.“

„Hörst Du, wie er hinter uns lärmt? Doch aus

der Falle beißt sich keine Ratte mit gewöhnlichen Zähnen heraus."

„Bleibe nicht stehen, Rikissa; wir vergeuden die Zeit — ach, jeder Augenblick ist theuer! Gedenke nur der Gefahr, die Ankarsparre bedroht. Komm, eilen wir, so schnell wir es vermögen."

„Ach ja, Du hast recht!" Und sie begann zu laufen.

Als sie endlich an der Schleuße standen, ~~war die Brücke aufgezogen~~.

„Wir werden nicht hinüberkommen!" bemerkte Ange. „O, mein Gott, wir werden ihm also nicht zur Hülfe kommen können! Woran denkst Du, Rikissa — weißt Du irgend ein Mittel?"

„Wenn man nicht bei der einen Schleuße hinüber kann, muß man es bei der andern können."

„Aber das ist ein Umweg, und jede Minute, jede Secunde ist wichtig; es gilt Leben und Tod."

„Jetzt habe ich es," fiel Rikissa ein; „hier ist doch ein kleiner Steg — den müssen wir gehen."

Sie begaben sich auf den schmalen Steg, welcher nur aus einer einzigen Planke bestand, die über das Wasser führte. Ange war an dergleichen Wege nicht gewöhnt, und nur mit unsicheren Schritten ging sie vorwärts. Die Dämmerung vergrößerte ihre Angst. An nichts konnte sie sich anlehnen, an nichts sich stützen; sie ergriff deshalb Rikissa's Hand, und in solcher Weise schritten sie nun langsam vorwärts.

Mitten auf dem Wege blieb Rikissa stehen.

„Weshalb stehst Du?“ frug Ange.

„Es überkommt mich immer ein so sonderbares Gefühl, wenn ich in das Wasser hinabschaue,“ erwiederte Rikissa; „es ist mir, als blickten kleine Gestalten aus dem Wasser hervor. Siehst Du, dort taucht eine, dort schießt eine andere hervor — hihihi!“ Ihr Wahnsinn war bis auf diesen Augenblick so milder Natur gewesen, das Ange ihn kaum bemerkt hatte. Jetzt kam er um so deutlicher zum Vorschein, und Ange empfand eine Angst, die kaum zu schildern ist, als sie daran dachte, daß sich auf diesem schmalen Steg zwischen zwei Untiefen und nur in Begleitung einer Wahnsinnigen befaud.

Sie erinnerte sich Tausend von Geschichten, in denen ungefähr dergleichen Situationen vorgekommen, und wie unglücklich diese geendet hatten.

„Blicke dort hinab,“ plauderte Rikissa — „was erblickst Du?“

„Gar nichts.“

„Ein Grab.“

Und Rikissa streckte sich über die Tiefe hinaus und blickte mit flammenden Augen hinab. Darauf wandte sie sich nach der andern Seite und sagte:

„Schau dort hinunter — was siehst Du?“

„Nichts.“

„Ein Grab.“

Ihre Stimme war tief und dumpf; der Eindruck war erschütternd.

„Ich habe immer zwischen zwei Gräbern gestanden.“

„Du vergissest die Gefahr, in welcher Ankarsparre schwebt — gehen wir weiter!“

Ange hatte bemerkt, welche Gewalt Ankarsparre's Name auf Rikissa's Nerven übte, und sie wollte jetzt versuchen, ihn als eine Zauberformel zu gebrauchen, um Rikissa aus der Verrwirrung zu bringen, in welche ihre Sinne gerathen waren.

„Du irrest Dich. Die Gefahr ist vorüber — dort unten . . . beuge Dich nieder . . . dort unten leuchten seine Augen . . . verstehst Du mich nicht? — Auf die Knie, sage ich Dir!“

Rikissa wurde immer wilder und wilder.

„Was, Du kniest nicht? — ich befehle es Dir: auf die Knie! Ein Mädchen kann nichts Besseres rhun, als wie knien; hörst Du, wie es knurrt und brummt dort unten? Er ist es, der dort brummt, weil Du nicht gehorchst.“

Was sollte Ange thun? — Sie kniete nieder. Ihre Lage war entsetzlich. Ein einziger Schritt seitwärts, eine einzige fehlerhafte Bewegung, nur ein leichter Druck, oder der geringste Stoß von Rikissa's Hand, und sie wäre verloren gewesen. Um Hülfe zu rufen, würde nutzlos gewesen sein — diese Gegend war bereits volksleer.

Bete!“ befahl Rikissa. „Hörst Du? bete, bete!“

Als Ange nicht sofort gehorchte, ergriff Rikissa zornig ihren Arm.

„Ich liebe, zu beten,“ sagte sie; „das Gebet ist eine Sage in meinem Verstande und ein Lied in meinem Herzen. Kennst Du irgend ein schönes Gebet?“

Es war am klügsten zu gehorchen. Ange sprach ein Gebet und allmälig, während desselben, nahm Rikissa's Gemüthsstimmung einen mildern Charakter an.

„Das Schaf entkleidet sich des Wolfsfelles und wird wieder Schaf . . . Aber ich verstehe mich selbst nicht, ich glaube ich bin krank, oder ich war es . . . . höre einmal. — Was wollten wir eigentlich hier? Sollten wir nicht . . . . Ah, jetzt besinne ich mich: Du sprachst von einer Gefahr, einer großen Gefahr — wir seien ja in eine große Gefahr gerathen? . . . .“

„Ankarsparre ist in Gefahr, ja — das habe ich gesagt.“

Und mit einem Schrei des Entsetzens über sich selbst, sprang sie leicht und behende ans Land. Ange folgte ihr mit erleichtertem Sinn, aber vorsichtigen Schrittes. Wie froh war sie, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatte!

Sie schlugen nun die Glashüttenstraße ein.

„Ich bin müde!“ begann Rikissa endlich zu klagen. „Der Tag ist wie der Weg: er endigt nie und nimmer!“

„Auch ich bin müde — aber wir müssen eilen! Wir haben wohl jetzt nicht weit zu gehen?"

„Bald sind wir an der Treppe. Warte ein wenig — willst Du wissen, wo ich wohne?"

Jede Zögerung flößte Ange neue Beunruhigung ein. Unterwegs hatte sie sich das Gespräch ins Gedächtniß gerufen, welches Heinrich auf Castenhof gehört hatte, und daran gedacht, daß Vauvenard Ros zur Tapferkeit ermuntert hatte. Ihr Vater wußte somit nicht allein um den bevorstehenden Kampf, sondern interessirte sich auch gewissermaaßen für denselben. Sie gewann beinahe die Ueberzeugung, daß er selbst sich an Ort und Stelle einfinden würde, und in einem solchen Falle würde Ankarsparre's Leben in der größten Gefahr stehen. Jede Verzögerung flößte ihr eine wirkliche Qual ein.

„Ich wohne hier — hier in No. 14!" fuhr Rikissa fort. „Ach, Du weißt nicht, welche eigene, schöne Welt ich bewohne! die Menschen bei denen ich wohne, sind zwar häßlich genug, aber ich verzeihe ihnen doch gern. Alles, weil es drinnen im Garten so schön ist. Dir will ich es erzählen — aber es ist ein Geheimniß, und Du darfst es an Niemanden wieder verrathen — Dir will ich es sagen, daß ich drinnen einen Freund habe, den ich sehr liebe, und dem ich mich anvertraue, wenn ich Kummer empfinde, und der mich tröstet und beruhigt und mein Vertrauen so wohl bewahrt, daß Niemand es besser bewahren kann."

Hätte Ange den Weg allein finden können, sie hätte jetzt Rikissa sofort verlassen; allein, wohin sich begeben? — Die Gegend war ihr ganz und gar unbekannt.

„Mein Freund ist ein hoher, vornehmer Herr, — wie ich Dir sage! Wenn es Tag wäre und wir Zeit hätten, in den Garten hineinzugucken, dann solltest Du eine kleine Welt von lauter schönen Terrassen, die eine über der andern, erblicken. An der obersten Terrasse, meinen Freund umgebend, sitzt der Hof. Wie bin ich stolz, wenn ich dort oben sitze, von allen den strahlenden Hofleuten umgeben und ihnen alle meine Sagen und Märchen erzähle! Du glaubst gar nicht, wie sehr sie meine Sagen lieben. Dann und wann lächelt mein Freund mir zu, oder winkt Beifall mit seinem schönen Kopfe, und alsdann lächeln und winken all die Andern auch. Ach, wie bin ich dann froh und glücklich!“

„Aber wer ist denn Dein Freund?“

„Du sollst ihn kennen lernen, und Du wirst ihn auch lieb haben, Du wie ich — Du versprichst doch, mich zu besuchen?“

„Ich werde Dich besuchen — aber jetzt müssen wir weitereilen!“

„Still — hörst Du nichts?“

„Tritte — ja, ich höre.“

„Hier ist die Treppe — schnell hinan!“

Sie stiegen die Treppe hinan; hier war es voll=

ständig finster. Ange bemerkte, daß die Treppe von Brettern sei; kein Laut verrieth ihre Schritte.

Allein ein Unbekannter, eine fremde Person schlich die Treppe hinter ihnen hinan.

Ange's Herz klopfte laut; sie fürchtete neue Hindernisse, neuen Aufenthalt.

„Wo verstecken wir uns, daß der Fremde an uns vorübergeht?" flüsterte Ange Rikissa zu.

„Hier, hier!"

Das eine Ende der Glashüttengasse stieß an die Treppe. Sie zogen sich in die Gasse hinein; allein sie waren bereits entdeckt.

„Halt! Sagt mir einmal, ob diese Treppe nach der Mohnbacke führt — oder habe ich mich vielleicht verirrt?"

Die Angst, die bei dieser Stimme Ange befiel, machte sie an allen Gliedern zitternd: es war die Stimme ihres Vaters, es war Vauvenard.

Sie wagte keine Antwort, weil sie überzeugt war, sich dadurch einer Entdeckung auszusetzen. Sie zog den groben Shwal enger an sich, drückte leise Rikissa's Hand, als wollte sie diese zu schweigen bitten! Sie kannte die feine Beobachtungsart ihres Vaters und sah ein, daß er, obgleich er heute zum ersten Male Rikissa's Stimme gehört, diese doch sofort wiedererkennen und vielleicht Verdacht schöpfen würde. Es schien, als verstände Rikissa diesen Händedruck, und die beiden Mädchen zogen sich schweigend noch einige Schritte zurück.

In Ungewißheit, ob er sich auf dem rechte Wege befände, wollte Vauvenard durchaus eine Antwort haben; er verfolgte sie.

„Weshalb antwortet Ihr nicht? Führt diese Treppe auf die Mohnbacke? Tod und Hölle! wenn Ihr nicht antwortet, ich habe Mittel, Euch dazu zu zwingen!“

Seine Stimme hatte einen solchen Anstrich der Ungeduld, daß es deutlich war, wie auch er keinen Augenblick zu verlieren hatte.

Ange befand sich in einer im höchsten Grade peinlichen Lage. Sie sah gleichsam einen finstern Schatten, der sich über sie beugte: es war Vauvenard, der seinen Arm ausstreckte, um sie zu ergreifen... Sie beugte sich zurück, um dem Schlage zu entgehen, den er ihr wahrscheinlich versetzen wollte; allein sie sah doch bald ein, daß sie nicht lange im Stande sein würde, ihm zu entgehen, wenn er sie ernstlich verfolgen wollte.

„Ihr müßt taubstumm sein, Ihr verfluchtes Pack,“ fuhr er fort; „aber ich werde wissen, Eure Zungen und Ohren in Ordnung zu bringen. Wollt Ihr Antwort geben, ob diese Terrasse nach der Mohnbacke führt?“

In ihrer Angst und Ihrem Entsetzen faßte Ange endlich den Entschluß, ein leises „Ja“ hervorzuflüstern, obgleich sie wohl einsah, was sie dadurch wagen würde; allein in demselben Augenblicke sprang eine andere Person hervor und trat zwischen Vauvenard und sie.

„Wer stößt hier Drohungen aus?“ frug diese. „Wer überfällt hier zwei arme Weiber, die keinem Menschen etwas zu Leide thun?“

Diese Stimme schien eine augenblickliche Kraft zu besitzen, die ihr nicht immer eigen sein konnte. Während die neu angekommene Person sprach, drängte sie Vauvenard immer mehr und zurück.

„Ich weiß nicht,“ frug Vauvenard auf's Neue, „ob die Straße hier auf die Mohnbacke führt? Beeilt Euch, eine Antwort zu geben, ich habe Eile.“

Allein auch die zuletztangekommene Person zögerte mit der Antwort — erkannte sie vielleicht gleichfalls die Stimme wieder?

„Seid verflucht!“ donnerte Vauvenard; „weshalb gebt Ihr keine Antwort?“

„Verzeihen Sie,“ antwortete nun der Unbekannte, „auch ich kenne den Ort hier nicht genau. Ich muß mich einen Augenblick besinnen. Diese hier ist die erste Gasse rechts von der Glashütte aus . . . ganz richtig: die Treppe führt direct auf die Mohnbacke zu.“

Die Stimme des Redenden war auch jetzt nicht ganz natürlich und Ange glaubte dabei zu bemerken, daß man sich Mühe gab, den natürlichen Klang derselben zu verbergen.

Indessen hatte Vauvenard kaum eine bestimmte Antwort erhalten, als er eiligst die Treppe hinanstieg und in wenigen Augenblicken verschwand.

Ange und Rikissa erhoben sich nun wieder. Sie waren der Gefahr entgangen und athmeten nun wieder leicht auf.

Der Fremde trat nun dicht an sie heran.

„Weshalb ließen Sie mich in den Thorweg einsperren?“ sprach er nun zu Ange. „Ich trage keinen höhern Wunsch, als Ihnen behülflich zu sein.“

Die Stimme war nun natürlich: sie war zart, jung und klar.

„Ach, bist Du es?“

Aber kaum hatte sie diese Frage gethan, als der Fremde die Treppen hinaneilte und schnellen Schrittes Vauvenard folgte.

„Das war die Ratte!“ lachte Rikissa.

Uebrigens war es Niemand anders, als Heinrich, der flinke Junge, der nicht allein seiner Herrin willig gehorcht, sondern nun auch überall und gern auftrat, wo er es mit ihrem Interesse übereinstimmend glaubte.

Ange hatte zwar jetzt den Wunsch, daß Heinrich geblieben wäre und sie begleitet hätte; allein er war bereits verschwunden.

„Zögern wir nicht länger!“

Die langen, vielen und mühsamen Treppen, die gewissermaaßen eine Straße bilden, waren endlich zurückgelegt, und Ange und Rikissa traten durch das Thor auf die Promenade, die von drei übereinanderliegenden Terrassen die eigentliche sogenannte Mohnbacke bilden.

Wenige Höhen, wenn überhaupt irgend eine andere, als die Möhnbacke, vermögen es, dem Beschauer einen herrlichern Anblick zu gewähren: Stockholm mit seinen Palästen, seinen Gewässern, seinen Schiffen, Brücken, seinen wechselnden Verzweigungen und überraschenden Situationen, mit allen seinen Umgebungen, die von dem verschwenderischen Naturreichthum einer schönen, herrlichen Hauptstadt des Nordens Kunde geben, liegt hier vor seinen Füßen ausgebreitet. Wenn Jemand den prachtvollen, großartigen Charakter der schwedischen Hauptstadt bezweifeln, wenn Jemand läugnen sollte, daß Stockholm eine der schönsten Städte der Welt ist, dann führe ihn auf diese Höhe, laß Deine Finger den Cicerone seines Auges sein, und seine Zweifel, der eine nach dem andern, werden einer tiefen Bewunderung Platz machen. Einer colorirten, sonnenbeleuchteten, weit ausgedehnten Karte gleich, liegt die Stadt unter mir. Aber überall ist Leben und Bewegung: es ist eine lebende Karte, es ist eine Karte, von dem eigenen, schaffenden Finger Gottes gezeichnet. Hier erblickt man nicht ein Venedig, das aus einem schmutzigen Wasser emporgestiegen; kein flaches Petersburg hat man vor sich, welches an der weit gedehnten Grenze eines sumpfigen Morastes aufgethürmt und befestigt ist: gleich der ewigen Roma ist Stockholm auf Hügeln gebaut, aber die Zahl der Hügel sind nicht sieben, sondern eher siebenmal sieben, und zwischen ihnen schlängeln sich

klare blaue Wellen, auf deren schaukelnden, von leichten Winden gekreiselten Wogen weiße Segel, bunte Flaggen und Wimpeln flattern und von deren Küsten das frischeste Grün uns von schönen Hainen und weitgedehnten Feldern entgegenduftet. Wo ist die Natur großartig, wo ist sie schön, wenn nicht hier?

Aber um die Zeit, um welche Ange und Rikissa die Höhe betraten, war dies Alles nicht zu sehen. Der Abend war bereits vorgeschritten und die Finsterniß warf schon ihre Schlagschatten über das große Gemälde.

„Hörst Du?“ bemerkte Ange, indem sie lauschte.

„Man spricht dort oben; ich kenne Ankarsparre's Stimme wieder — gehen wir hinauf.“

„Mein Gott, nein! Verstecken wir uns irgendwo, jedoch so, daß nichts uns entgeht. Nur im höchsten Nothfalle will ich hervortreten. Wenn hier doch irgend ein Ort wäre, von wo aus wir Alles sehen und hören könnten, ohne selbst gesehen zu werden.“

„An solchen Stellen ist hier kein Mangel. — Folge mir!“

Und sie stiegen wieder eine Treppe hinab auf die zweite Terrasse. An der einen Seite erhob sich hier ein nacktes Stockwerk, auf welchem gleichfalls ein Fußboden oder ein Altan ruhete, welcher von der obern Terrasse hervorsprang; an der andern Seite erstreckte sich ein langes, schmales Gebäude, es war dies eine Kegelbahn.

„Vielleicht, wenn wir hier stehen blieben?“ äußerte Ange.

„Nein, wir müssen noch weiter. Ich finde mich schon hier zurecht — sei ohne Furcht.“

„Allein, wenn die fremden, unbekannten Personen gleichfalls hier wären — sie sowohl, wie wir, dürften die Absicht hegen, sich zu verbergen.“

„Das hat keine Gefahr! Ich sehe Alles: mir scheint es jetzt heller Tag zu sein. Am Tage scheint es mir, als sei es Nacht, weil ich gern Alles verschlafen möchte; aber des Nachts ..... o, wie ist die Nacht schön!“

„Ich folge Dir — geh nur voraus, Rikissa!“

Sie gelangten bald zu einer Treppe, die sie auf's Neue in die Höhe führte.

„Dieser Ort ist ganz eigenthümlich beschaffen!“ flüsterte Ange.

„Hier ist Terrasse über Terrasse, Treppe über Treppe, Wunder über Wunder. Aber stehen wir jetzt!“

Hinter ihnen, dort, wo sie jetzt standen, auf dem Absatz zwischen zwei in einem rechten Winkel gegen einander geführte Treppen lag ein Gebäude.

„Wenn wir hier überrascht werden,“ sprach Rikissa, „stoßen wir die Thüre hinter uns auf und alsdann haben wir nichts zu befürchten; ich brauche dann nur die Thür von innen zu verriegeln.“

„Was ist das für ein Gebäude? Wer wohnt hier? Kennst Du die Leute?“

„Das Gebäude ist unbewohnt, es wird nur während des Sommers benutzt; es enthält nur eine einzige Räumlichkeit, und zwar einen Restaurationssaal. Für den Augenblick ist es ganz leer....“

Heftige Worte erreichten in diesem Augenblicke ihr Ohr von der obern Terrasse her.

„Sind Sie bereit?“ frug eine Stimme.

„Ich bin bereit,“ erwiederte eine andere.

„Beginnen wir also! Es ist finster, allein die Spitzen unserer Degen werden schon den Weg zum Herzen finden. Die meine ist an dergleichen Besuche gewöhnt.“

„Ihre Klinge wird der meinigen zum Wegweiser dienen.“

„Doch.... Noch eins, ehe wir anfangen; haben Sie noch irgend ein unbeendigtes Geschäft mit der Welt, so vertrauen Sie mir dasselbe an — aber thun Sie es kurz und gut, und, bei meiner Ehre, ich verspreche Ihnen, Ihren Auftrag auszurichten.“

Es war Lieutenant Ros, der diese Worte sprach.

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Geschäfte, Herr Lieutenant, und nicht um die meinigen.“

Ange kannte sofort Ankarsparre's Stimme wieder.

„Wie Sie wollen. Vielleicht haben Sie doch irgend einen Gruß an Ihre Anverwandten, an Freunde und Bekannte?“

„Weshalb verzögern wir den Anfang des Kampfes? Es wird immer finsterer — bald werden wir einander nicht mehr sehen können.“

„Um so interessanter wird das Spiel sein: durch dasselbe versuchen wir dann nicht allein unsere Klingen, sondern stellen auch unsere Augen auf die Probe. Sie haben somit keine Aufträge, Herr Baron, auch keine Grüße? — Nun, dann weiß ich weiter nichts, was zu verabreden wäre, es möchte denn sein, daß Sie zum letzten Male beten wollten!“

„Sie beleidigen mich noch in diesen Augenblicke?“ rief Ankarsparre voll des Zornes, — „ha, mein Herr!“

„Noch in Ihrer letzten Stunde, ja! Sie haben mich vorher beleidigt, jetzt ist die Reihe an mir.“

Bis jetzt hatte Ange mit vieler Ruhe den Kampf zwischen Ankarsparre und Lieutenant Ros betrachtet, weil sie der Ansicht war, der erstere habe nichts von dem letzteren zu fürchten; eine Ansicht, zu der sie nicht durch Kenntniß der Waffentüchtigkeit ber beiden Gegner gelangt war, sondern einzig und allein durch das unumschränkte Vertrauen, welches sie in Ankarsparre's Herz setzte. Allein jetzt, wo sie Ros mit einer solchen Sicherheit, einem solchen Uebermuth reden hörte, als wenn es in Bezug auf ihn gar keinen Zweifel an einen glücklichen Ausgang gäbe, erwachte ihre Angst und Unruhe plötzlich.

Das Geklirre der beiden einander kreuzenden Degen erreichte nun ihr Ohr.

Aus der Lection in der Fechtkunst, welche Ankarsparre Pistol ertheilte, wissen wir, daß er nicht allein mit Tüchtigkeit, sondern sogar mit Meisterschaft seinen Degen zu führen wußte, allein Lieutenant Ros war nicht weniger geschickt. Seinen Degen gut zu führen, ist ja überhaupt die Pflicht des Kriegers. Beide Duellanten sahen bald ein, daß ihnen ein harter Kampf bevorstand und daß es am rathsamsten sei, wenn sie auf ihrer Hut seien. Natürlicher Weise erschwerte die Finsterniß das gegenseitige Beobachten. Die Kunst bestand darin, immer in einer leichten Berührung mit der Klinge des Gegners zu bleiben, jedoch ohne dieselbe zu beschweren, beinahe ohne daß die eine Klinge, so zu sagen, die andere fühle. Um gegenseitig die Kräfte zu erforschen, durchging man, wie in der Fechtschule, fast alle üblichen Stöße und Paraden. Es war ein vorsichtiges Vorspiel, eine Art Recognoscirung der Degenspitzen, ohne daß einer der Kämpfenden eigentlich die Hoffnung hegte, bei dieser Einleitung zum Ziele zu gelangen.

„Spielen wir jetzt nicht länger!“ rief Ros — „jetzt kennen wir einander, nicht wahr?“

„Das wird sich bald zeigen!“ erwiederte Ankarsparre.

„Alle Teufel!“ rief der Erste wieder, „ich fühle

einen warmen Blutstropfen längs der Klinge auf meine Hand rollen — Sie sind verwundet!“

Ange trocknete einen Schweißtropfen von ihrer Stirne.

„Das ist ein Irrthum,“ erwiederte Ankarsparre; „Sie selbst haben Ihre Hand verwundet, als Sie meinen Stoß pariren wollten.“

Die arme Ange lachte vor Freude.

Sie fühlte, daß Rikissa in demselben Augenblicke den Mund an ihr Ohr legte.

„Bewegen Sie sich nicht!“ flüsterte Rikissa so leise, daß kein Wind leiser säuseln konnte.

„Was willst Du?“

„Leise, leise.... am allerliebsten ganz verstummen Ich sehe mehrere Personen hier — blicken Sie dort hin!“

Und sie nahm Ange's Hand und führte dieselbe nach der Richtung hin, wo sie ihren Blick werfen sollte.

„Ich sehe nichts, Alles ist finster — ich bin nicht daran gewöhnt, im Finstern zu sehen.“

„Blicken sie gen Himmel: dort, wo die Wolken sich theilen, bemerken Sie einen Lichtschimmer.“

„Ja, ja — und was weiter?“

„Inmitten dieses Lichtschimmers erblicken Sie schwarze, feine Striche, die sich kreuzen und in einander verflechten.“

„Ja, ja....“

„Die Zweige eines Baumes dort über uns spiegeln

sich in dieser Weise ab. Wir stehen so, daß wir den Baum gleichsam im Himmel erblicken. — Sie verstehen mich doch?"

„Ja, ich verstehe Dich."

„Inmitten der kleinen in einander verflochtenen schwarzen Striche kommt ein großer Schatten, wie eine zusammengebeugte Gestalt, zum Vorschein."

„Ich sehe sie: es muß ein Theil des Stammes sein."

„Glauben Sie das nicht: es ist ein Mensch. Sehen Sie — der Schatten bewegt sich!"

„Der Baum bewegt sich im Winde."

„Wie Sie wollen; allein es ist kein Wind. Senken Sie das Auge ein wenig .... Sehen Sie dort unten am Stamm, welcher gleichfalls am Horizonte zu erblicken ist, dort sehen Sie noch einen Schatten: derselbe sieht aus, als sei er ein Auswuchs des Stammes ..."

„Was meinst Du damit?"

„Ich kenne den Baum ganz genau: sein Stamm ist schlank, wie eine Tanne, und hat keinen solchen Auswuchs."

„Sollte das auch ...."

„Ein Mensch sein, ja! Ich sah soeben seine Augen flimmern."

„In welcher Richtung aber?"

„Nach oben. Ich glaube, er fürchtet sich vor demjenigen, der im Baume sitzt."

„Fürchtet sich? Die werden im Complott mit einander stehen.“

„Ich glaube es nicht. Der Mensch, der sich an den Stamm anlehnt, hat eine solche Stellung eingenommen, daß er von oben nicht gesehen werden kann, indem das dichte, hervorstehende Geflecht der Zweige ihn verbirgt. Ich glaube vielmehr, daß er denjenigen belauscht, der im Baume sitzt.“

Ange dachte an Vauvenard und Heinrich und vermuthete, daß diese zugegen seien. Allein wer von Beiden war Vauvenard, und wer war Heinrich?“

„Kannst Du sehen, Rikissa, ob der, welcher auf der Erde steht, klein oder groß ist?“

„Klein.“

Es war somit Heinrich.

Der Kampf zwischen Ankarsparre und Ros hatte unterdessen seine ganze Heftigkeit entwickelt. Die Wunde, die Ros durch eigene Unvorsichtigkeit in der Hand erhalten hatte, ärgerte ihn viel mehr, als sie ihn schmerzte.; rasend stürzte er auf Ankarsparre zu. Dieser trat ihm mit all' der Ruhe entgegen, welche eine gute Klinge und ein sicherer Arm einflößt. Aber gereizt durch das immerwährende Angreifen wurde auch er zuletzt heftig. Die Waffen tanzten hin und her in reinen Linien, und dann und wann sprang ein Funken aus den guten Stahlklingen und erhellte die zornigen Gesichter. Von jeder Parade, von jedem Stoß hing Leben und Tod ab.

Als Ros zuerst den Kampfplatz betrat, war er nahe daran gewesen, über eine Blumenrabatte zu fallen, die mit ihrem einen Ende etwas sehr weit in den Gang hinauslief. Er gedachte jetzt dieses Stolpern, und faßte den Entschluß, Ankarsparre mit einer solchen Heftigkeit anzugreifen, daß er genöthigt wurde, zu retiriren, und zwar in der Richtung nach jener Rabatte hin. Unbekannt mit dem Terrain, dürfte er, namentlich, weil er zu gleicher Zeit angegriffen wurde, über die Rabatte rücklings zu Boden fallen, und alsdann würde ein einziger, gutgeführter Stoß auf einmal den Kampf entscheiden.

Als Ros diesen verrätherischen Plan entwarf, hatte Ankarsparre ihn schon nach der entgegengesetzten Seite gegen die Umzäunung der Terrasse zurückgedrängt, und beabsichtigte gerade über seine Klinge zu gehen, ihm dieselbe durch ein plötzliches, kräftiges Manöver aus der Hand zu schlagen und, nachdem er seinen Gegner entwaffnet haben würde, ihm seine Hand anzubieten. Aber Ros war geschickt genug, diese Absicht zu vereiteln und griff darauf mit aller Gewalt an. Ankarsparre zog sich zurück, um diesen Sturm vorübergehen zu lassen, oder um sich irgend eine Blöße seines Gegners zu Nutzen zu führen und somit seinen Verlust der überlegenen Position wieder zu gewinnen. Je heftiger Ros wurde, desto ruhiger wurde dagegen Ankarsparre, und zwar ganz natürlich aus dem Grunde, daß sein Gegner nicht länger

die nöthige Vorsichtigkeit beobachtete, sondern sich eine Blöße nach der andern gab. Der Degen zitterte in seiner Hand: dies war schon ein Beweis der Uebereilung, der Schwäche. Nichtsdestoweniger zog Ankarsparre sich noch immer zurück. Er wollte Ros ganz und gar austrasen lassen, damit er ihn nachher um so leichter züchtigen könne. Allein jemehr er sich zurückzog, desto wilder und rasender verfolgte Ros ihn. Sie standen bereits ganz in der Nähe der Blumenrabatte. Plötzlich fiel Ros ihn von der Seite an. Diese unvermuthete Bewegung entblößte ihn noch mehr, aber sie gab zugleich Ankarsparre die Richtung, die Ros ihm geben wollte. Ankarsparre vermochte nicht, diese Gelegenheit unbenutzt zu lassen: er fiel aus.

„Sie sind verwundet,“ rief er, als er seine Degenspitze in den Körper seines Gegners eindringen spürte und zugl'ch ein unwillkürliches Zittern an der Klinge desselben beobachtete.

„Sie irren sich!“ antwortete Ros, und stürzte in demselben Augenblick hervor, um Ankarsparre noch einige Schritte zurückzuzwingen.

Es glückte ihm.

„Ich bin verwundet!“ rief Ankarsparre nun.

Er war gestolpert, rücklings umgefallen und in demselben Augenbiick durchbohrt worden.

Was Ange bei diesem Ausruf empfand, überlassen wir der Phantasie des Lesers. Sowie der Kampf selbst

ein Wechsel zwischen Sieg und Untergang gewesen, so hatten auch ihre Gefühle während desselben immerfort zwischen Hoffnung und Verzweiflung geschwebt. Jetzt war keine Zeit mehr, zu zögern; sie wollte hervoreilen.

Aber Rikissa hielt sie zurück.

„Laß mich los, laß mich los!“ flüsterte Ange mit dem Ausdrucke des wildesten Schmerzes.

„Noch nicht!“ erwiederte Rikissa. „Sehen Sie nichts — blicken Sie dort hin.“

Und sie sah den Schatten im Baume sich bewegen und herabsenken. Bald stand derselbe auf dem Boden.

Ein Lichtschimmer schoß durch die finstere Nacht.

Die Blechscheibe einer Blendlaterne war geöffnet worden. Vauvenard war vorsichtig gewesen: er hatte sich mit einer solchen versehen. Ange und Rikissa richteten nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Lichtstrahl, der allein Ros' Antlitz beleuchtete; Vauvenard selbst blieb im Schatten stehen.

„Begeben Sie sich sofort von hier hinweg, Herr Lieutenant: Ankarsparre ist todt. Ich werde um das Weitere Sorge tragen.“

„Ich danke Ihnen!“ antwortete Ros. „Sie nehmen also die weitere Verantwortung auf sich?“

„Verlassen Sie sich darauf: was hier geschehen ist, bleibt unter uns.“

„In wie hohem Grade bin ich nicht Ihr Schuldner! Wie soll ich Ihnen genug danken können!“

„Sie sind mir gar nichts schuldig; ich bin Ihr Freund — entfernen Sie sich nur eiligst!“

Und Lieutenant Ros ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Als er sich entfernt hatte, beugte Vauvenard sich über Ankarsparre nieder. Dessen Augen waren geschlossen; er schien todt zu sein. Vauvenard legte das Ohr an seinen Mund.

„Er athmet!“ sagte er.

Auch Ange athmete bei diesen Worten auf.

Er strich den einen Rockärmel Ankarsparre's zurück und untersuchte den Puls.

„Der Puls schlägt!“ sprach er.

Auch Ange's Pulse schlugen so laut, daß sie sie selbst hörte.

Er knöpfte die Weste auf und schob das Hemd von der Brust zurück.

„Die Wunde ist gefährlich, aber sie ist vielleicht doch nicht tödtlich.“

Er fuhr noch immer in seiner Untersuchung der Brust fort.

„Richtig!“ bemerkte er, „dort ist das Zeichen: ein Kreuz und zwei übereinander gekreuzte Degen. Er ist es!“

Jetzt schlug Ankarsparre die Augen auf.

„Kennen Sie mich wieder?“ frug Vauvenard.

„Vauvenard — ach ja, ich kenne Sie wieder! Sind Sie gekommen, um mich zu retten?“

„Glauben Sie es mir, glauben Sie, daß ich Ihr Freund bin.“

„Ich glaube es. Grüßen Sie Ange — sagen Sie ihr ....“

„Verzeihen Sie denn ihre Treulosigkeit?“

„Sollte ich ihr nicht verzeihen? Ich liebe sie. Bitten Sie Ange, doch dann und wann an mich zu denken — vielleicht bin ich doch ungerecht gegen sie gewesen.“

„Vielleicht, ja, vielleicht.“

Und Ankarsparre schloß wieder die Augenlider.

„Er soll noch einmal erwachen!“ sagte Vauvenard, indem er den eigenen Degen Ankarsparre's suchte und auch neben ihm liegen fand.

Ange war diese Scene in dem Grade grauenhaft, daß sie schwankte und beinahe Rikissa in die Arme gefallen wäre. Nur die Fiebergluth hielt sie noch aufrecht und spannte noch ihre Kräfte an. Mehr denn einmal hätte sie hervorstürzen wollen, aber Rikissa hatte sie immer zurückgehalten.

„Hier hört und sieht mich Niemand!“ sagte Vauvenard. „Morgen wird man ihn hier todt finden, und wenn Jemand nach dem Thäter forschen sollte, wird der Schuldige — Lieutenant Ros sein. Hahaha!

„Er bewegt wieder die Augenlider .... still — er schlägt sie auf!“

Und er beugte sich auf's Neue über seine Beute, die Blendlaterne in der einen Hand, die blutige Klinge in der andern.

„Der Augenblick ist da!“ fuhr er fort ....

„Sieh dort, am Stamme des Baumes — sieh!“ flüsterte Rikissa Ange zu.

„Ich sehe!“

„Sehen Sie den Schatten, den kleinen Schatten, der sich dort bewegt?“

„Ja; der Schatten dringt vorwärts, hinter meinem Vater — was kann er beabsichtigen wollen?“

„Folgen wir ihnen.“

Und der Schatten bewegte sich leise, näherte sich immer mehr an Vauvenard, welcher wiederum seine Blendlaterne über Ankarsparre erhob, um den wechselnden Ausdruck seines Antlitzes zu beobachten. Ein Theil des Lichtschimmers fiel dadurch auf Vauvenard und zeigte dessen von Rache und wilden Leidenschaften verzerrten Gesichtszüge.

Die Stellung und Beziehung der handelnden Personen zu einander, die Wirkung des Lichtschimmers und der finstern Schatten, Ankarsparre's verzweifelte Lage, der krampfhafte Händedruck des wahnsinnigen Mädchens — alles dies trieb Ange's Entsetzen auf eine unermeßliche, grausenhafte Höhe. Vauvenards Absicht war nicht länger zweideutig; jeden Augenblick glaubte sie ihn seine blutige That vollführen sehen. Jetzt .... jetzt —

der Degen blitzte im Lichtschimmer der Laterne — jetzt .... jetzt!

Allein plötzlich flog die Blendlaterne aus Vauvenards Hand, und indem sie zu Boden fiel, schloß die Blechscheibe sich — es war wieder tiefe Finsterniß.

Ein entsetzlicher Fluch hallte über Vauvenards Lippen.

„Wer ist hier — was wollt Ihr? Gebt Antwort!“ donnerte seine Stimme, die vor Zorn zitterte.

Niemand antwortete.

„Verrath!“ rief er nun, indem er denjenigen verfolgte, der ihm die Laterne geraubt hatte. Es war ein großer Schatten, der einen kleinen verfolgte.

Entschlossen, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, war es seine Absicht, den naseweisen Angreifer zu verjagen, und darauf ruhig seinen Plan zu Ende zu führen; er baute darauf, ungekannt zu sein.

„Hinweg von hier, Graf de la Vauvenard!“ rief jedoch plötzlich eine Stimme ihm entgegen.

Der Ton seines eigenen Namens schlug ihn mit Entsetzen; der Gedanke, erkannt zu sein, jagte ihm das Blut in's Herz zurück. Wenn der Verbrecher sich demaskirt sieht, wird er gewöhnlich feige. Er blieb stehen. Die Gefahr war zu groß, allein er verließ deshalb nicht den Ort. Voll Verdruß, Zorn und Unschlüssigkeit knirschte er mit den Zähnen.

Plötzlich vernahm er einen Schrei hinter sich: derselbe kam von Ange, die nicht länger sich zu beherrschen vermochte. Mit einer unwiderstehlichen Kraft riß sie sich von Rikissa los und eilte, von der Wahnsinnigen gefolgt, auf den Kampfplatz.

Vauvenard erblickte diese neuen Schatten, hörte den entsetzlichen Schrei, und verlor die Besinnung; mit fast beflügelten Schritten verließ er den Ort.

„Tragen wir ihn in das kleine Gebäude dort unten!“ sagte Rikissa und versuchte, Ankarsparre emporzuheben.

Der kleine Schatten stand nun auch an ihrer Seite: es war Heinrich. Dieser hatte, als Ange von der Gesellschaft bei dem alten Hauptmann Ros zurückkehrte, gesehen, daß sie ihren Anzug gewechselt und sich wieder hinausbegeben hatte; in treuer Hingebung entschloß er sich, ihr zu folgen. Jetzt stellte er sich ein, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Bald hatten sie Ankarsparre in das kleine Gebäude hinabgetragen.

Glücklicherweise fand Heinrich nun auch die Laterne, und als sie wieder geöffnet wurde, stellte es sich heraus, daß sie nicht erloschen sei, sondern einen Schein auf die Gegenstände warf.

Ankarsparre's Kopf ruhte in Ange's Schooß; eine starke Verblutung hatte ihn ganz erschöpft.

„Wir müssen eiligst einen Arzt oder einen Chirurg herbeirufen," sagte Ange.

„Ja, einen Arzt!" stimmte Rikissa ein. „Ich kenne einen; er wohnt nicht weit von hier, ich werde ihn holen."

„Begleite sie, Heinrich," flüsterte Ange, „und beeile Dich so sehr, wie irgend möglich!"

Während Heinrich und Rikissa nach dem Arzte gingen, blieb Ange allein mit Ankarsparre. Sie dachte nicht an das Entsetzliche, sondern nur das Traurige, Kummervolle ihrer Lage. Sie untersuchte seine Wunde allein diese war zu sehr mit Blut bedeckt, und sie wagte dieses Blut nicht anzurühren. Seine Hände waren indessen warm, seine Pulse schlugen, wenn auch mit großen Zwischenpausen. Jetzt blieben sie stehen. Sollte er in ihrem Schooße sterben? Mit einer unaussprechlichen Liebe betrachtete sie ihn. Große Schweißtropfen rollten über ihre Stirne; jede Minute, welche der Arzt zögerte, vergrößerte ihre Angst, steigerte ihre Qualen.

Endlich vernahm sie Tritte .... endlich kam der Arzt. Mit unverwandtem Blick betrachtete er den Gegenstand der Theilnahme der Anwesenden. Er runzelte die Stirn.

„Retten Sie ihn, retten Sie ihn, Herr Doctor!" rief die arme Ange aus dem Innersten ihres Herzens

und mit einer so herzzereißenden Stimme, daß selbst das kälteste Auge dabei nicht trocken bleiben konnte.

„Ich werde Alles thun, was ich vermag, und bitte Sie, die Hoffnung nicht zu verlieren.“

Und er kniete nieder, um die nöthige Untersuchung zu bewerkstelligen. Als er die Wunde berührte, zuckten Ankarsparre's Augenlider, als empfinde er einen bedeutenden Schmerz.

„Er lebt!“ rief Ange jubelnd.

„Noch — ja!“ sagte der Arzt, und fuhr in seiner Untersuchung fort.

Unterdeß hatte Heinrich Platz vor dem Hause im Freien genommen, um darüber zu wachen, daß Niemand sie überraschen sollte.

„Mein Gott, was sagen Sie, Herr Doctor? Ist die Wunde tödtlich?“ frug Ange. „Oder .... oder....“ Sie wagte nicht weiter zu reden.

„Das Blut fließt stark.“

„Was heißt das? — er stirbt .... er stirbt ....?“

„Ich sage nicht, daß er stirbt, ich sage nur, daß das Blut stark fließt, und in gewissen Fällen ist das ein Glück, in andern ein Unglück.“

„Und in welchen Fällen ist es ein Unglück?“

„In dem Falle, daß irgend eine Pulsader zwischen den Rippen verletzt worden ist.

„Ein so bedeutender Blutverlust dürfte ein Beweis dafür sein.“

Der Arzt antwortete nicht; er war ganz und gar mit der Untersuchung beschäftigt.

„Der Degen ist sehr tief in die Brustcavitäten eingedrungen," sprach er darauf.

„Barmherziger Gott!"

„Das Netz, welches die innere Wand der Brustkammer bedeckt, ist bedeutend verletzt."

„Er ist verloren — o, mein Gott!"

„Haben Sie bemerkt," frug darauf der Arzt, „ob er nach der Verwundung Blut ausgeworfen hat?"

„Ich habe es nicht gesehen — ist das ein gutes, oder böses Zeichen?"

„Es kann ein gutes Zeichen sein."

„Dürfen wir noch hoffen? O — aus Barmherzigkeit, sagen Sie, mir: dürfen wir noch Hoffnung hegen?"

Der Arzt zuckte mit den Achseln. Allein während Ange noch trostlos und traurig dastand, schlug Ankarsparre die Augen auf. Langsam ließ er seinen Blick umherschweifen; es schien, als erkenne er die Gegenstände nicht. Ange beugte sich nun über ihn, indem sie niederkniete und sein Blick richtete sich unverwandt auf sie.

„Kennst Du mich wieder?" frug sie.

Er lächelte nur.

Endlich schien es, als erinnere er sich, was ge-

schehen, sowie, als verstünde er, was jetzt um ihn herum geschehe.

„Ist es Dir unlieb, daß ich hier bin?“ frug Ange ihn auf's Neue.

Er drückte ihre Hand. Ach, wie that ihr dieser Händedruck wohl! Sie wollte seine Hand nicht wieder loslassen, sondern behielt sie in der ihrigen.

Der Verband war nun angelegt. Es schien, als befinde er sich wohl dabei; er drehte den Kopf so, daß sein Blick unverwandt auf Ange gerichtet blieb. Eine Weile später bewegte er die Lippen, als wolle er reden, oder als wünsche er einen Labetrunk. Der erfahrene Arzt hatte sich mit einem solchen stärkenden, und doch nicht aufregenden Trank versehen; und nachdem Ankarsparre etwas von demselben genossen hatte, kehrte allmälig ein Theil seiner Kräfte wieder zurück.

„Ange,“ flüsterte er, „hilf mir, daß ich mich emporrichte .... so! .... Stütze meinen Kopf ein wenig .... Ich danke Dir, gute Ange!“

„Sie müssen sich ruhig verhalten, mein Herr,“ sprach der Arzt; „Sie sind gefährlich verwundet!“

„Gefährlich, wiederholte Ankarsparre — „also gefährlich! .... Glauben Sie, daß ich sterben werde?“ frug er weiter, nachdem er sich ein wenig ausgeruht und neue Kräfte gesammelt hatte.

Die Antwort des Arztes war eine niederschlagende.

„Liebst Du mich aufrichtig, Ange?“ frug Ankarsparre darauf.

„Unaussprechlich!“ flüsterte sie als Antwort.

„Dann sterbe ich ruhig!“ erwiederte er mit matter Stimme.

Viertes Kapitel.

Ich folge Ihnen, selbst wenn es in die Hölle geht!

Grobe, starke, an Arbeit gewöhnte Arme schwangen mit voller Kraft die Aexte, und die schnellen, dröhnenden Schläge wiederhallten durch den tiefen, bereits in die Abenddämmerung versenkten Wald.

„Der Baum muß ja über die Landstraße hinüberfallen, nicht wahr?“ frug einer der zwei Arbeiter, welche die Aexte führten.

„Beim Teufel und seiner Großmutter . . . das habe ich Euch Esel schon tausend Mal gesagt! Könnt Ihr denn gar nichts in Euren Schafsköpfen behalten?“

Der Antwortende war ein breitschultriger, großer, starker Mann; er trug einen hellen Flausrock und eine

Mütze. An der einen Hand führte er ein Pferd am Zügel.

Während er sprach führte er das Pferd etwas weiter längs der Landstraße, die gerade hier plötzlich einen Bogen machte; und nachdem er aus der Gesichtslinie der Arbeiter gekommen war, band er das Pferd an einen Baumstamm an. Es war gesattelt und aufgezäumt, und es schien ein schneller und ausdauernder Läufer zu sein.

Nachher kehrte er wieder zu den Arbeitern zurück.

„Könnt Ihr dafür einstehen, daß der Baum durchaus fällt, und zwar quer über die Landstraße fällt, sobald die Stützen an dieser Seite fortgeschafft werden? . . . zum Teufel, warum antwortet Ihr nicht?“

„Ja, ja, das ist so gewiß, wie daß zweimal zwei vier sind. Sie sehen ja selbst, daß der Gipfel schon über die Landstraße hinausragt, und wenn nicht der Teufel selbst d'rauf reitet, wird der Baum so fallen, wie er fallen muß.“

„Das ist schön. Setzt jedoch noch eine Stütze darunter, damit er nicht zu früh fällt, wenn ein Windstoß sich plötzlich erheben sollte.“

Es geschah, wie er befohlen.

„Und jetzt wieder die Aexte zur Hand. Diese zwei Bäume hier, ein paar tüchtige, alte Gesellen, müssen auch in's Gras beißen.“

„Auch über die Landstraße querüber?“

„Versteht sich, Schafskopf!“

„Na . . . hm . . . was wohl der königliche Förster sagen würde, wenn er eine Ahnung von diesem Unwesen hätte!“ bemerkte einer der Arbeiter.

„Was geht das Euch an? . . . Ihr habt ja Euer Geld bekommen?“

„Ja, Gott bewahre, wohl haben wir das . . . bezahlt sind wir; nun, auf uns können Sie bauen, Herr, denn, sehen Sie, wir werden so dumm nicht sein, das wieder auszuplaudern.“

Und die gewaltigen Schläge der Aexte hallten wieder durch den Wald. Während das eine scharfe Beil in der Luft blitzte, drang das andere immer mehr und mehr in den Stamm des Baumes ein, und die gelben Spähne der Fichte flogen den Arbeitern um die Ohren. Bei jedem Schlage sang es im Kern und zitterte es im Gipfel des Baumes.

Drei hohe, stattliche, moosbedeckte, dicht aneinanderstehende Fichten waren bald in solcher Weise so weit eingehauen, daß sie bereit standen, krachend über die Landstraße hinüberzufallen, sobald man sie der untergeschobenen Stützen beraubte.

Während die Arbeit fortging, stand die dritte Person im Flausrocke daneben und zog dann und wann ungeduldig seine Uhr hervor.

„Der Mann muß bald hier sein!“ brummte er vor sich hin. „Die Pferde waren um neun Uhr bestellt,

sie ist jetzt beinahe zehn . . . nur wenige Minuten fehlen daran."

Er beugte sich horchend nach der Landstraße hin, allein Alles blieb still.

„Nun, allerdings," fügte er hinzu, „mit solchen Kracken, wie ich ihm bestellt habe, wird es nicht gerade über Stock und Stein gehen . . . er muß froh sein, wenn er überhaupt vorwärtskommt."

Das angebundene Pferd wieherte in diesem Augenblicke.

„Ha, ha, Polle, Du hast bessere Ohren, als ich . . . ob Du Dich aber diesmal nicht irren solltest?"

Der Flausrock warf sich darauf auf die Landstraße nieder und legte das Ohr auf die Erde.

„Polle hat Recht," rief er; „ich höre das Knarren der Räder im Sande . . . er kommt . . . Also, Ihr Forstmänner," rief er den beiden Arbeitern zu, „jetzt zu den Stützen! Du, Buchfinke dort, stellst Dich an die erste, und Du, Dummlack, an die andere, und ich, famoser Kerl, an die dritte. Gebt Acht auf mich . . . hei, ho, Ihr sollt einen lustigen Spaß erleben! Wenn ich einmal mit der Hand klatsche, fällt der erste Baum; wenn ich zweimal klatsche, fällt der zweite Baum; den dritten werde ich selbst besorgen. Und nachher . . . nachher reißt Ihr aus, wohin es Euch beliebt, nur daß Ihr Euch zum Teufel scheert. Polle wird mich schnell,

wie der Blitz, an einen Ort führen, wo es dem Teufel selbst Mühe kosten würde, mich aufzufinden.“

Diese verrätherischen Veranstaltungen wurden in dem großen Walde Kolmorden getroffen.

Längs der Landstraße rollte langsam ein bedeckter Wagen, mit zwei Pferden bespannt. Die Dämmerung, oder richtiger das Dämmerlicht im Walde, machte es schwer, das Aeußere des einsamen Reisenden, welcher im Wagen saß, zu beobachten.

„Fahr' zu, mein Freund!“ rief er dem Skjuts-Bauer*) zu.

„Ich vergeude schon fünf Viertelstunden auf einer halben Meile,“ fuhr der Reisende fort; „das ist fürchterlich . . . es ist in der That entsetzlich . . .“

„Was soll ich thun, Herr? Die Pferde wollen nicht von der Stelle; die haben so ihren eigenen Kopf.“

Der Reisende rang die Hände vor Ungeduld.

„Spätestens morgen Mittag muß ich in der Haupt-

---

*) Skjut heißt im Schwedischen die gewöhnliche Beförderung der Reisenden, welche noch immer durch die Bauernpferde geschieht. Das Wort Skjut kommt von dem andern schwedischen Worte Skjuta her, welches ~~schieben, forttreiben bedeutet~~.

Skjuts Skjutsa

stadt sein!“ sagte er. „Du mußt besser fahren, viel besser . . . nimm die Peitsche zur Hand!“

Und er steckte den Kopf durch das eine Vorderfenster der Kalesche, und die Peitsche pfiff Schlag auf Schlag über die armen knöchernen Mähren her. Aber diese schwenzelten nur ein wenig und liefen deshalb durchaus nicht schneller.

Soviel sah man: der Reisende hegte die größte Ungeduld, die Pferde hatten keinen Begriff von Ambition.

Der junge Bauernknecht war nahe daran, zu weinen.

„Aber, um Gotteswillen, kannst Du Dich auch mit dergleichen abgelebten, zusammengetrockneten, nur von Haut und Knochen zusammengesetzten Pferden hinausbegeben?“

Der Bauer schwieg . . . was sollte der arme Knecht auch antworten?

Langsam, Schritt vor Schritt rollte der Wagen vorwärts.

Der Blitz schießt aus einer Sturmwolke hervor; der Wurm und die Schnecke kriechen langsam einher. Die Vorsehung versieht immer die feurigen, heftigen Kräfte mit den nöthigen Mitteln, sich feurig und heftig zu bewegen; die geduldigen, schläfrigen und faulen besitzen ebenfalls Eigenschaften, die ihrer Natur angepaßt sind; eine wunderbare Harmonie macht sich zwischen den inneren und äußeren Kräften dieser Welt geltend.

Allein hier war doch der kräftige, feurige Wille gelegentlich an ein kriechendes Schneckenhaus gefesselt worden.

Man hörte nur, wie der Reisende aus Verzweiflung über seine Lage im Wagen stöhnte und seufzte.

Der Wagen lenkte jetzt gerade um den Bogen, nach dem Orte hin, wo der Verrath den Reisenden erwartete.

„Aufgepaßt!“ flüsterte der Mann im Flausrocke seinen Nachbarn, die an den Stützen bereit standen, zu.

„Ich glaube, es beginnt windig zu werden!“ sagte der Reisende zu dem Bauernjungen.

„Den Teufel auch,“ antwortete dieser; „nein, es ist so still und ruhig, wie zu Hause, wenn der Vater die Steuern der Krone bezahlte.“

„Aber siehst Du denn nicht, wie die hohen Gipfel der Bäume dort sich bewegen! Allerdings wird es windig, mein Junge.“

„Ja . . . jawohl; ich sehe wohl, daß sie sich bewegen, aber dann sehe ich doch auch, daß die andern stillstehen, wie die Meilenzeiger.“

Sie befanden sich nun unter den Bäumen.

„Es ist in der That sonderbar . . . ich sehe jetzt, daß Du Recht hast.“

In diesem Augenblick hörte man ein Händeklatschen.

Krachend schwebte die moosbedeckte Spitze des riesenmäßigen, hundertjährigen Baumes über den Kopf des Reisenden herab.

Wiederum ein Händeklatschen — und der zweite Baum brach den dünnen Splitter, der ihn noch mit seiner Wurzel verknüpfte, und schwebte mit seinem dunkeln Gipfel langsam, doch mit zunehmender Fahrt, nieder.

Jetzt fiel auch die dritte Stütze — und auch der dritte Baum knackte dicht über der Wurzel, und seine breiten, weitgedehnten Zweige verscheuchten fast das Tageslicht, indem sie sich prasselnd niedersenkten.

„Herr Gott im Himmel, hilf uns und steh' uns und den Pferden bei!“ rief der Junge mit ängstlicher Stimme und mit einem qualvollen Ausdruck seines Antlitzes.

Die ungeheuren, drohenden Bäume schwebten über ihnen, bereit, im nächsten Augenblick den Reisenden, den Kutscher, die Pferde und den Wagen zu zerschmettern. Ihre Lage war entsetzlich. Der Reisende warf flammende Blicke um sich; er hatte die Wagenthüre aufgerissen. Es war bereits finster geworden; die dichte, von grünen Zweigen zusammengeflochtene gigantische Masse über ihren Köpfen, verhinderte fast ganz und gar das Tageslicht, hereinzubrechen. Die Veranstaltung von Seiten des Flausrocks war eine gewaltsame. Der Bauernjunge war vom Bock gesprungen, dem Reisenden

glückte es, aus dem Wagen zu kommen; der Erstere schloß sich dicht an den Letzteren an. Jetzt stürzte der erste Baum über die Kalesche hinab; dieselbe wurde augenblicklich zermalmt. Der dritte Baum folgte nach dem ersten. Derselbe fiel dicht vor den Pferden nieder; mit einem Schlag von einem seiner Zweige schlug er das eine Pferd zu Boden. Der Schlag war so gewaltsam gewesen, daß das Thier sofort alle vier Beine von sich streckte und wie vom Blitz getroffen zu Boden sank. Der Auftritt war entsetzlich. Der Reisende und der Bauernjnnge waren zwischen den beiden Bäumen eingekerkert. Noch schaukelte der zweite Baum über ihren Köpfen; dieser war der längste und ansehnlichste. Der Gefahr zu entgehen, war nicht denkbar; mit unwiderstehlicher Gewalt würde der Baum sie treffen und gerade auf ihre Köpfe niederschlagen. Der Bauernjunge fiel unwillkürlich auf die Knie; er wollte sich gleichsam so lange wie möglich dem Todesschlage entziehen. Der Reisende warf einen stolzen, muthigen Blick empor; aber der Baum-Koloß näherte sich krachend immer mehr und mehr . . . es wurde finstre Nacht um ihn herum. Wie in einem Grabe war er zwischen den beiden schon gefallenen Bäumen eingeschlossen, und der dritte senkte sich über ihn, wie ein schwarzes Leichentuch. Er hob seine Arme empor, gleichsam als wolle er den herabstürzenden Baum zurückhalten, aber im nächsten Augenblick senkte er sie wieder, weil er einsah, wie eitel jedes Bestreben,

den Schlag zu verhindern, sein würde. — Alles schien bereits verloren zu sein.

Ein Hohngelächter ertönte nun auch aus dem Walde heraus; es war der Mann im Flausrock, welcher lachte.

Schon berührten fast einige der längsten Zweige des Baumes die beiden Opfer.

„Barmherziger Himmel!“ schrie der Bauernjunge.

„Hilf uns, Gott!“ sprach der Reisende resignirt.

Allein, welches Wunder! Mitten im Falle hielt der Baum inne; der obere Theil desselben blieb in den Bäumen auf der andern Seite der Landstraße hängen, und der Fall ward in solcher Weise verhindert. Die beiden Opfer waren gerettet.

Der Flausrock, der das Zersplittern des Wagens gesehen hatte, glaubte indessen sein Spiel gewonnen zu haben, und eilte hervor, um sich zu überzeugen.

Der Reisende bemerkte seine Annäherung, hörte aber zu gleicher Zeit das Wiehern eines Pferdes eine Strecke weiter seitwärts.

Sofort hatte er seinen Entschluß gefaßt.

„Hier zu kämpfen würde unnütz sein, und mich nur aufhalten . . . so schnell wie möglich von hier fortzueilen, wird am rathsamsten sein.“

Der Bauernjunge lag noch, mehr todt, als lebendig, auf der Erde.

Mit großer Mühe hatte endlich der Reisende die

Barrikade überstiegen, welche die beiden gefallenen Bäume sowohl vor, wie hinter ihm bildeten, und er folgte jetzt dem Wiehern des Pferdes.

Allein der Flausrock hatte die Flucht des Reisenden bemerkt und folgte nun eiligst hinter ihm nach, als verstände er sehr wohl seine Absichten.

So unvermuthet, wie die eben drohende Gefahr gekommen, eben so unvermuthet war sie nun auch verschwunden, und bald stand der Reisende neben dem Pferde, darauf vorbereitet, in der größten Eile die kürzlich ihn bedrohende Gefahr hinter sich zu lassen. Um sich mit dem Charakter des Thieres bekannt zu machen, strich und klopfte er es freundlich, und das Pferd hob und senkte den Kopf vor Wohlgefallen über diese Liebkosung. Darauf lös'te er die Zügel, die um einen kleineren Baum geschlungen waren. Mit einem einzigen Sprunge saß er nun im Sattel. Aber in dem Augenblick, wo er das Pferd auf die Landstraße lenken wollte, fühlte er eine Last hinter sich gleichsam niederschießen, und zwei Arme, die ihn mit eiserner Kraft umschlangen.

Es war der Mann im Flausrock, der die nahebevorstehende Flucht des Reisenden bemerkt, der sich nun aber hinter ihm auf's Pferd schwang und seine Arme um ihn schlang.

Das Pferd, welches jung und wild war, erschrak bei dieser heftigen Bewegung, warf sich mit einem entsetzlichen Sprung auf die Landstraße und fuhr dahin wie der Blitz.

„Laß mich los,“ rief der Reisende, während der Flausrock seine eisernen Arme immer enger um ihn schlang, „laß mich los, oder ich zerreiße Deine Hände, wenn anders nicht, mit dem Steigbügel.“

„Versuchen Sie es nur,“ antwortete der Flausrock; „meine Hände sind nicht schlechter, als meine Arme.“

„Wenn Du mich nicht sofort losläßt, lenke ich das Pferd gegen den Felsen dort und zermalme seinen Kopf gegen den harten Granit, so wie ich nachher in derselben Weise mit Dir verfahren werde.“

„Thun Sie, was Sie wollen, mein Herr!“ erwiederte der Flausrock; „aber loslassen thue ich Sie nicht; ich habe Sie gar zu gut gepackt.“

„Wie Du willst . . . so folge mir!“

Und das Pferd eilte mit immer größerer Fahrt dahin.

„Ich folge Ihnen, selbst wenn es in die Hölle geht!“ brummte der hinter ihm sitzende Mann im Flausrock.

Fünftes Kapitel.

Das öde Haus.

Ungefähr in der Mitte des Kolmorden lag eine kleine, öde Hütte. Dieses eigenthümliche Gebäude existirt noch heutigen Tages an demselben Orte und befindet sich noch in demselben Zustande, wie damals; ungemalt und grau hat es ein unansehnliches Aeußere.

Wenn man heut' zu Tage diesen Weg passirt, wissen die Skjuts-Bauern viele traurige und unheimliche Geschichten an die Hütte und die Gegend zu knüpfen. Ob indeß diese gewöhnlich tragischen Erzählungen eigene Phantasien, ausgeschmückte Traditionen, oder wirkliche Ereignisse sind, darüber dürfte nicht leicht zu entscheiden sein.

Die Gegend paßt sowohl für das eine, wie für das andere.

In seinen Reiseerinnerungen aus Schweden erzählt Alfieri, daß er keine großartigere, keine mächtigere, poetisch-hinreißendere Natur, als die schwedische gesehen hat.

Gewiß, in den schwedischen stillen, ewigen Wäldern, mit ihrer unergründlichen, sagenhaften Tiefe, ist der erste Saamen zu seinem Dichterleben emporgesprungen.

„Wenn ich Dichter gewesen wäre, als ich in Schweden reis'te," fährt er fort, „ich würde dort gewiß meine besten, meine schönsten Arbeiten geschrieben haben."

Die schwedische Natur und ihre Poesie ist auch die Mutter herrlicher Volkssagen, unsterblicher Volkslieder; und vielleicht darf man sagen, daß diese Natur früher oder später die Mutter einer Literatur werden wird, die siegend über ganz Europa sich verbreiten wird. Diese siegende Wanderung ist bereits begonnen und sie wird fortgesetzt werden, sie wird zunehmen. Die strahlende Zeit des schwedischen Schwertes ist vorüber, aber ihr folgt die der schwedischen Lyra, des schwedischen Meißels und des schwedischen Pinsels. Bereits haben solche Namen, wie Tégner's, Wallin's, Franzen's, Byström's und Wickenberg's siegend dem schwedischen Reich einen geachteten Namen in der Kunstwelt erobert, und noch heut' zu Tage erwirbt dieser Name sich neue Lorbeeren auf dem Turnierplatze der europäischen Cultur, denn der schöpferische Schönheitssinn lebt noch bei uns,

und unter dem Einflusse einer aufgehenden Sonne, lebt in Fogelberg, Wahlbom, Jenny Lind, Emilie Carlén, Almqvist, Friederike Bremer, Blanche, Wetterbergh, Torslow, um nicht andere Talente, die gleichfalls von hohem Werthe sind, zu nennen.

Die Natur des Kolmorden ruft tiefe Gedanken, oder dreiste Handlungen hervor. In diesem ewigen Walde, in dessen hohen Kronen die Mythen des ganzen Heidenthums flüstern, in dessen Schatten die ungeheuern Baumstämme Sagen und Märchen erzählen, geräth man in eine eigenthümliche, wunderbare Stimmung.

Während eine unnennbare Wehmuth das Herz ergreift, erwacht man hier zu einem frischen, männlichen Leben. Man will vorwärts eilen, gleichsam von einer Heldenhand zur That bewegt, und doch steht man stillsinnend und schaut um sich in dieser großen, düstern, tausendstämmigen Welt. Es ist Einem, als müsse diese Natur noch immer ihre erste Bedeutung, ihren eigenthümlichen Geist, die innerste Stimme ihres Herzens, all' ihre Einfachheit, aber auch all' ihre schönsten Träume bewahrt haben.

Von einem Pferd getragen, mit verhängten Zügeln, sprengten die beiden, gleichsam zusammengeschweißten Reiter dahin.

Hätte man sie näher betrachten können, dann würde man gesehen haben, daß der Erstere, unter dem Druck der eisernen Arme des Andern, blaß und voll Zornes, wie eine Winterwolke war, während das Antlitz des Andern flammte, wie der Himmel an einem Herbstabende.

Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt; nur die schnellen Hufschläge des Pferdes, nur das Schnauben des schäumenden Thieres störte das Schweigen.

Schon lag jenes öde Haus, jene graue Hütte vor ihnen.

Der erste Reiter schien in der einmal begonnenen Fahrt vorübereilen zu wollen; allein in dem Augenblick, als sie sich dem niedrigen Eingange der Hütte gegenüber befanden, warf der hinter dem Sattel sitzende Flausrock, durch einen unwiderstehlichen Druck seiner sehnigen Schenkel, das Pferd rechtsum, gerade auf die Thüre zu. An allen Gliedern zitternd, blieb das Thier dort stehen.

Eben so plötzlich und unvermuthet, wie diese Bewegung, riß der Flausrock den Reisenden vom Pferde herab und trug ihn in die Hütte, indem er den Eingang derselben mit dem Fuße aufstieß.

In der Hütte selbst herrschte die tiefste Finsterniß, und kaum hatte der Flausrock vorsichtig die Thüre hinter sich verriegelt, als er seinen Gefangenen verließ.

„Was ist Deine Absicht mit diesem frechen Ueberfall?“ frug der Reisende, und seine Stimme war voll Muth und Entschlossenheit. „Willst Du mich berau-

ben, so nimm schnell, was ich bei mir führe, und laß mich darauf dieses elende Nest verlassen; meine Zeit ist mir theurer, als Alles, was ich sonst besitze."

„Nicht so eilig, mein Herr!" erwiederte der Flausrock. „Ihr Geld und Gut will ich durchaus nicht; ich will gerade Ihre Zeit; die und nur die ist gerade auch mir theuer."

„Wer bist Du? was willst Du?"

„Wer ich bin? Ich bin Herr hier im Hause, so lange es mir gefällt. Was ich will? Wohlan, ich mache kein Geheimniß daraus; wollen Sie mir durch Eid, durch Wort und Handschlag versprechen, nach dem Landgute zurückzukehren, von woher Sie jetzt kommen, so schwöre ich dagegen, Sie sofort loszulassen."

„Zurückzukehren? Nein, unter keiner Bedingung. Mein Weg geht nach Stockholm und wenn er über Deine Leiche geht."

„Nicht so eilig, Herr! Mich werden Sie nicht so leicht aus dem Wege räumen."

Der Reisende ging schleppenden Schrittes im Finstern auf die Thüre zu, und zwar in der Absicht, durch dieselbe hinauszubrechen; aber alle seine Versuche blieben vergebens.

„Hahaha!" lachte der Andere. „Vergeuden Sie doch nicht Ihre kostbare Zeit mit solcher Spielerei; ich kann die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß, wenn ich

eine Thür verriegele, sie dann in der That ordentlich verriegelt ist.“

Während der Flausrock so sprach, beschäftigte er sich zugleich damit, ein Feuer auf dem Herde anzuzünden.

„Es ist meine Pflicht und Schuldigkeit als höflicher Wirth, und weil Sie überhaupt als Gast wissen wollen, wer ich bin, daß ich Ihnen mein angenehmes Gesicht erblicken lasse, und —“ fuhr er fort, indem er dann und wann aus vollen Lungen in's Feuer blies — „das soll nun sofort, das heißt, sobald wie möglich, geschehen.“

Bald knisterte und flammte ein helles Feuer auf dem Herde und warf einen fast blendenden Schein in die Hütte.

Bei diesem frischen Lichte ergriff der Reisende eine Stange, die im Winkel am Herde stand, und zwar in der Absicht, bis auf's Aeußerste für seine Freiheit zu kämpfen.

Der Flausrock bemerkte indessen, daß er sich mit einer Waffe versah und warf sich augenblicklich mit einer Behendigkeit und Schnelligkeit, die zugleich mit großer Gewalt gepaart war, über ihn und rang ihm die Stange aus der Hand.

„Bei allen Scorpionen im Himmel und auf Erden, Herr, schwöre ich, daß jeder Versuch, zu entfliehen,

Ihnen mißglücken soll! Ich bin wachsam, wie ein Hund, behende, wie eine Katze, wüthend, wie ein Wolf, ich bin stark, wie ein Bär und unerschrocken, wie der Teufel selbst, — und damit Punctum. Versprechen Sie mir, daß Sie sich nicht im Verlaufe eines Monats nach Stockholm begeben, und Sie sind frei. Ich bin kein Dieb, kein Bandit, kein Mörder; darüber können Sie sich beruhigen. Mit eigener Hand schlage ich Sie nicht zu Boden — es wäre etwas Anderes gewesen, wenn Sie in die Falle gegangen wären; dafür konnte ich nicht, denn was hatten Sie gerade in dem Augenblicke dort zu thun, als die Bäume umfielen? Aber so lange ich Augen, Ohren und meine übrigen Sinne besitze, können Sie versichert sein, daß Sie entweder freiwillig auf meine Forderungen eingehen müssen, oder durch meine Wachsamkeit dazu gezwungen werden. Uebrigens, glauben Sie nicht, daß ich die Absicht habe, mich hier so nahe an der großen Landstraße aufzuhalten — Gott bewahre, nein, wir werden uns bald ein anderes Lager aufsuchen, wo man uns so leicht nicht finden würde."

Der Reisende war bis jetzt immer im Schatten in der Nähe der Thüre geblieben. Er hatte noch nicht die Hoffnung aufgegeben, diesen rohen Kerl zu bekämpfen und zu überwältigen, und sich dadurch zu befreien. Er trat ihm nun auch unerschrocken entgegen und kam dadurch aus dem Schattrn in den hellen Licht-

schein, der vom Herde strahlte, neben welchem der Flausrock saß.

Zum ersten Male während des ganzen Ereignisses erblickte nun der Flausrock das Antlitz des Reisenden.

Dieser Anblick schien ihn im höchsten Grade, ja auf's Wunderbarste zu überraschen.

Sofort sprang der Flausrock von seinem Sitze auf, und zwar mit einer Wildheit, die den Reisenden unwillkürlich einen Schritt rückwärts thun ließ, bereit, einen Angriff zu pariren.

Allein der Flausrock bewegte sich nicht von der Stelle, sondern blieb wie ein Marmorbild stehen und starrte unverwandt den Reisenden an.

„Herr, Herr, Herr!“ stammelte er endlich.

Der Reisende wußte nicht, was er denken sollte; er seinerseits war nicht weniger erstaunt.

„Entweder, Herr, sind Sie der Teufel selbst, oder auch —“ stammelte der Flausrock ferner — „sind Sie Baron ... Baron ... Baron Ankarsparre? Gott verdamme mich, ob ich weiß, was ich glauben soll!“

„Baron Ankarsparre,“ wiederholte der Reisende mit einem fragenden Ausdruck der Stimme und näherte sich dem Flausrock — „kennst Du Baron Ankarsparre?“

„Ob ich ihn kenne? Teufel und Hölle, Herr, Sie sind ... und doch sind Sie nicht Baron Ankarsparre. Donnerwetter! Wie erklärt man sich das? Hm!“

„Du hast Recht, ich bin nicht Baron Ankarsparre;

allein die Natur hat uns zu Brüdern, das Herz zu Freunden gemacht. Wir sind einander ähnlich, wie ein Ei dem andern — das ist das Geheimniß unserer Zwillingsschaft; und wir lieben einander treu und redlich — das ist die Zwillingsschaft unserer Herzen, unser heiligstes Gefühl ... Aber wie kennst Du Baron Ankarsparre?“

Der Flausrock war noch lange nicht von seinem Erstaunen zurückgekommen.

Die Aehnlichkeit zwischen Ankarsparre und Falk — denn der Reisende war Niemand Anders, als Letzterer — war in der That auch erstaunenswerth.

Dieselbe stolze, muthige, entschlossene Stirn, dieselben blauen, Liebe athmenden, aber doch ernsten und befehlenden Augen, dieselben schwellenden, beinahe wollüstig lächelnden Lippen, dieselbe blasse, aber doch gesunde Gesichtsfarbe, dieselbe Art und Weise, sowie dieselbe Farbe des Haares, das bei Beiden in Locken um die Schläfe herabfiel, dieselbe schlanke, wohlgebaute Gestalt, dieselbe Größe, oder doch fast ganz dieselbe.

Mitunter trifft man solche Aehnlichkeiten zweier Personen als ein sonderbares Spiel einer launenhaften Natur. Man bewundert gewöhnlich die unendlich schaffende Kraft der Vorsehung, und man thut es namentlich mit Bezug auf die in der Schöpfung überall hervortretenden Unähnlichkeiten; allein es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es weit schwerer ist, Aehnlichkeiten, als

Unähnlichkeiten zu schaffen. Die Aehnlichkeiten sind auch ganz selten, und niemals vollkommen.

Dies war auch hier der Fall.

So ähnlich Ankarsparre und Falk einander waren, wenn sie z. B. schwiegen, oder sonst sich in einem ruhenden Zustande befanden, so unähnlich waren sie einander, wenn sie sprachen.

Ankarsparre war ein geborner Edelmann, Falk war ein Sohn des Volks; vielleicht lag bereits hierin der gegebene Unterschied?

Wir müssen hier eine etwas ausführlichere Schilderung sowohl ihrer Personen, wie ihrer gegenseitigen Beziehungen zu einander geben.

Anton war der Augapfel der Familie, der erklärte Liebling seines Vaters gewesen, und war als solcher erzogen worden. Die große Veränderung, die dadurch in seinem heimathlichen Hause entstand, daß seine Mutter vom Tode hinweggerafft wurde, und der Vater sich wieder aufs Neue vermählte, übte keinen störenden Einfluß auf die Gemüthsruhe des Knaben aus, weil er damals noch zu sehr ein Kind war. Von eigenen Lehrern unterrichtet und der Sorgfalt einer eignen Bedienung übergeben, wirkte diese Veränderung überhaupt

durchaus nicht auf ihn ein: er war und blieb nicht allein der Günstling des Vaters, sondern auch der des ganzen Hauses. Allein all' der blinden Schwäche ungeachtet, die sich somit immer bei der ganzen Erziehung des Knaben geltend machte, entwickelte er, was sonst unter dergleichen Umständen gewöhnlich ist, keine schlechten, egoistischen Eigenschaften und Launen: im Gegentheil, sein Herz blieb immer gut und edel, sein Charakter immer ruhig und harmonisch. Seine Stiefmutter übte nie einen entscheidenden Einfluß weder auf seine Person, noch seine Erziehung aus, weil der Vater, als dieser bald gewahr wurde, daß seine zweite Gemahlin — die ihm gleichfalls einen Sohn schenkte — mit neidischen Blicken den Erstgeborenen betrachtete, sie ganz und gar von einander trennte, wodurch das stumme, stiefmütterliche Mißvergnügen keine Veranlassung erhielt, in irgend eine Handlung von eingreifender Wirkung überzugehen. Der Vater, wenn er auch schwach und nachgiebig gegen seine zweite Gemahlin war, bildete doch immer zwischen dieser und seinem erstgebornen Sohne eine unübersteigbare Mauer. Anton selbst, von Kindesbeinen an dieses Verhältniß gewöhnt, reflectirte nicht weiter darüber. Wenn er dann und wann mit seiner Stiefmutter zusammentrat, lag immer ein Lächeln auf ihren Lippen, und ein Bonbon oder Pfefferkuchen in ihrer Hand; und als endlich die Frage sich geltend machte, ob Anton eine bestimmte

Laufbahn, und welche ergreifen solle, als überhaupt die Rede davon kommen mußte, daß der junge Mann in die Welt trete, bebte das Vaterherz bei dem bloßen Gedanken daran.

„Braucht er etwas Bestimmtes zu werden?“ frug der Vater. „Er ist reich, er ist von Geburt — die Welt vermag ihm ja nichts Höheres zu schenken. Ich will, wenn es erforderlich ist, mein ganzes Haus in eine Universität umgestalten, aber der Junge muß hier bleiben.“ Und so geschah es auch. Keine Erziehung ist jedoch thörichter: sie vernichtet gewöhnlich jede männliche, wirkliche, reife, selbstschaffende Bildung, und gewährt selbst folglich durchaus keine der Resultate, welche der Mann durch eine lebhafte Wechselwirkung und durch die verschiedenen Conflicte mit der Welt erzielt. Jede Pflanze, die frühzeitig gegen Wind und Wetter anzukämpfen hat, schlägt eigene feste Wurzel, und wird perennirend. Die eingesperrten Orangeriegewächse, wie sehr sie auch in ihrem schönen, strahlenden Farbenreichthum das Auge blendet und das Herz erfreut, sind und bleiben doch immer nur Topfgewächse.

Anton wurde nun zwar ein guter und kenntnißreicher Jüngling, allein ihm ging die vollreife Entwickelung und wahre unerschütterliche Festigkeit des Charakters ab, welche den eigentlichen Kern all’ des Uebrigen bildet. Er war nicht ohne Anlagen für gewisse Aeußer-

lichkeiten. Diese hatten sich jedoch nur als gleichsam ganz unmotivirte Blitze des Gemüths und der Gedanken gezeigt, und eigentliche Schlüsse konnten durch dieselben nicht gezogen werden.

In Augenblicken der tiefsten Gemüthsruhe tauchte manchmal bei ihm irgend ein Einfall empor, den er alsdann, es koste was es wolle, zur Ausführung brachte. Solche Paroxysmen waren zwar noch vorübergehend, aber sie lieferten doch immer den Beweis von etwas Selbstischem, etwas eigenthümlich Entschlossenem, obgleich das Element sich noch nicht ganz entwickelt hatte. Die zärtliche Sorgfalt, der üppige Reichthum und die vornehme Verfeinerung, in deren Sonnenglanz er aufwuchs, vermochten, so schien es, nicht ganz alle Eigenschaften seines Herzens und seiner Seele zu entwickeln; tief in seinem Innern schlummerte etwas, was nicht recht in den Luftschichten gedeihen wollte, in welchen er lebte: er vermißte die Gelegenheit, die Veranlassung, auf eigne Faust hin seine Kräfte zu prüfen. Während dieser seiner Lebensperiode hätte man ihn mit einem Schwimmer vergleichen können, der, um von den Wellen emporgetragen zu werden, selbst nicht nöthig hat, weder Hände noch Füße zu bewegen, sondern sorglos auf dem sichern Schwimmgürtel schlummert, und ruhig und leise, von zarten Winden geliebkos't, an's Ziel geschaukelt wird.

Er war gleichsam in einem anmuthigen Morgen=

schlummer versenkt, aus welchem ihn nicht einmal der Traum von einer äußern arglistigen Welt erweckte. Gewöhnlich war er passiv im höchsten Grade, und er schaukelte behaglich in dem Luftschiffe seiner luftigen Vorstellungen dahin, ohne eine Ahnung von finstern Wolken, ohne eine Furcht vor dem Blitz zu hegen, oder gar die leise Vermuthung zu haben, daß ein Gewitter den Horizont erschüttern könnte.

Sein Freund Falk war der Sohn eines unbemittelten Landmannes. Als spielende Kinder hatten sie einander kennen und lieben gelernt. Der Abstand zwischen dem armen Karl Gustav und dem reichen Anton war jedoch kein geringer. Allein die immer mehr und mehr sich entwickelnden äußeren Aehnlichkeiten zwischen ihnen, knüpften sie als erwachsene Jünglinge in treuer Freundschaft für immer an einander.

Der Reichthum bringt oft Lethargie, die Armuth dagegen Energie hervor.

Anton hatte nie etwas vermißt, Karl Gustav hatte Alles vermißt. Der Reichthum war dem ersteren ein sternenklarer Himmel, der sich nach seinem Begriffe nicht allein über ihn, sondern über die ganze Welt wölbte, und von dessen Lichtern Segen, Jedem nach seinem Bedürfniß, zugetheilt wurde. Karl Gustav dahingegen betrachtete den Reichthum als eine große Kraft, als eine wesentliche Stütze der Bedürfnisse des Verstandes und der Entschlüsse der Vernunft. Das

Geld war ihm die arbeitenden Arme der Vernunft, das Material des Verstandes. Noth und Mangel verschließen dem Armen sogar die Pforte, die zur Erziehung und Bildung führt: der Reichthum schließt sie auf. Karl Gustav hatte es immer an Geld gefehlt, er hatte selbst denken und sich selbst emporarbeiten müssen. Er fühlte sich auch immer frisch, stark, entschlossen und glücklich.

Karl Gustav hatte seinen Freund nicht nach Paris begleitet; er war in der Heimath geblieben, um dort durch fleißige Studien das zu gewinnen, was eine etwas versäumte Erziehung ihm wünschenswerth machte. Es war ihm geglückt.

Der alte Baron starb, und Karl Gustav schlug nicht allein seine Wohnung bei Anton auf, sondern übernahm auch die directe Verwaltung von dessen Gütern und übrigen Affairen. Von diesem Augenblicke an waren sie unzertrennlich, und fast nur, wenn Falk sich in nothwendigen Inspectionsreisen auf den Gütern befand, erblickte man die beiden Freunde vereinzelt.

Das Leben in Paris, die selbstständige Stellung, die er dort einnahm, die Beziehungen, in welche Fersens Stellung zum Hofe ihn führte, entwickelten nun schnell Anton's Charakter, und brachte seine geistigen Eigenschaften zur Geltung.

Allein im innersten Kern des Charakters dieses jetzt frisch fühlenden, entschlossen handelnden und ritter=

lich denkenden Mannes blieb doch immer eine gewisse Schwäche, eine gewisse, schwärmerische Schwermuth, die nie weichen wollte.

Geldgeschäfte waren und blieben ihm auch immer widerlich, und mit dem unumschränktesten Vertrauen überließ er Karl Gustav dieselben.

Unter solchen Umständen wurden die beiden Freunde einander immer unentbehrlicher.

Man hätte sagen können, Karl Gustav sei Anton's Prosa, und Anton sei Karl Gustavs Poesie, daß der Erstere der Verstand, der Letztere das Gefühl sei. Was dem einen abging, besaß der andere; und sie liebten und schätzten einander womöglich noch höher, weil sie einsahen, daß sie gemeinschaftlich und zusammen — ein wirkliches Ganzes bildeten.

Wir sagten soeben, daß die Aehnlichkeit ihrer äußeren Erscheinung im höchsten Grade erstaunenswerth war, wenn ihre Gesichter sich im ruhenden Zustande befanden, daß aber eine bedeutende Unähnlichkeit zum Vorschein kam, sobald sie sprachen.

Der Leser dürfte uns jetzt verstehen.

Das lebhafte, glühende Gefühl Ankarsparre's und sein warmer Charakter spiegelte sich deutlich in seinem Antlitze ab, wenn er sprach, und verklärte dasselbe in einer schönen poetischen Weise.

Falks Auge dahingegen glühte nicht im Feuer der Begeisterung, sondern aus demselben sprach ein den=

kender Verstand, eine berechnende Klugheit, ernste, ruhige Prosa.

Das charakteristische Element der beiden Freunde trat in ungleicher Weise durch das Spiel ihrer Gesichtsmuskeln hervor, und in solchen Augenblicken, wo Beide sich in recht lebhaften Situationen befanden, waren sie auch einander am meisten unähnlich.

Als Falk Ankarsparre's Brief empfing, in welchem dieser ihn sobald wie möglich zurück nach Stockholm zu eilen bat, war ein sofortige Abreise ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

Er hatte immer die unermeßlichen Landgüter und Capitalien seines Freundes Anton nls nicht zinstragend betrachtet, so lange dieselben nicht dazu verwendet wurden, der Armuth, der Unwissenheit, dem Müssiggang und dem Verbrechen in einer klugen und vernünftigen Weise als Hebel dienstbar gemacht wurden, um dieselben aus dem Elend zu heben, und der Besserung zuzuführen, die theils auf dem Erstern lasten, theils dem Letztern von Nöthen ist. Jemehr die Vorsehung Dir gegeben, destomehr bist Du der Menschheit schuldig: so lautete der Satz, und so waren die Ansichten, die er als Richtschnur seiner Handlungen betrachtete; und jemehr sein menschenliebendes Herz in der Wirklichkeit und durch die Verwaltung der Güter und Capitalien Antons diese Ansichten zur Geltung brachte,

desto höher stieg er in Antons Freundschaft, desto höher schätzte und liebte Anton ihn.

Beschäftigt mit der Ordnung und dem in's Leben rufen einer Volksschule, eines Arbeitshauses und eines auf philanthropischen Grundsätzen eingerichteten Armenhauses, vermochte er das Gut, auf welchem er sich gerade aufhielt, nicht zu verlassen, bevor diese Pläne ganz zur Ausführung gebracht waren.

Die außergewöhnliche Drohung, von welchen Anton in seinem Briefe sprach, beunruhigte ihn im höchsten Grade, und nicht weniger peinigte ihn seine Bekanntschaft mit der unbekannten Dame. Er kannte Anton gar zu gut, um nicht einzusehen, daß der Enthusiasmus und das überschwengliche Gefühl eine große Rolle bei den Unternehmungen seines Freundes spielen, und daß der Augenblick diesen zu Handlungen verleiten würde, die er später zu bereuen haben würde.

Je öfter er den Brief durchlas, um so deutlicher wurde es ihm, daß er sich beeilen müsse — allein seine Geschäfte plötzlich zu verlassen, und seine Pläne auf halbem Wege stehen lassen, wo es dem Rechte der Armuth, der Verbesserung des Verbrechers, dem Zurückführen zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit des Faulen und Leichtsinnigen galt, dieses Alles zu verlassen, und zwar vielleicht nur eines gewöhnlichen Abenteuers in der Hauptstadt wegen, schien ihm auch nicht genü-

gend gerechtfertigt zu sein. Er blieb und führte die begonnenen Unternehmungen zu Ende.

In den letzten Tagen des Maimonats reis'te er ab.

„Diese Aehnlichkeit erschreckt mich, Herr!“ sprach endlich der Flausrock. „Reden Sie, reden Sie! An Ihrer Stimme bemerke ich doch einen Unterschied, und das erfreut mich — reden Sie, redeu Sie!“

„Ich begreife nicht die Veranlassung Deiner abscheulichen Handlung, und auch nicht, weshalb Du mich hier zurückhalten willst!“ bemerkte Falk.

„Antworten Sie mir, mein Herr: nicht wahr, Sie sind nicht Baron Ankarsparre — sagen Sie es mir . . . Sie sind nicht der Baron?“

„Ich bin sein Freund, wie ich Dir schon gesagt habe.“

„Sein Freund? das hat er mir nicht gesagt.“

„Ich beschwöre Dich, halte mich nicht länger auf: ich habe Eile. Es scheint, als hegtest Du eine besondere Achtung vor Baron Ankarsparre; ich sage Dir kurz und gut: wenn Du nicht willst, daß ein verrätherischer Plan gegen das Leben des Baronet zur Ausführung gelange, dann darfst Du mich keinen Augenblick länger hier zurückhalten.“

Der Flausrock versank in tiefe Gedanken; aber er sprach leise, während er nachsann:

„Ein verrätherischer Plan — eine entsetzliche Drohung ... ja, ja, es muß so sein!“

Als er wieder den Kopf emporhob, näherte er sich Falk mit Wohlwollen.

„Erlauben Sie mir wohl, Ihnen einige Fragen zu thun?“ sagte er. „Sie sagen, daß Sie Baron Ankarsparre's Freund sind?“

„Ja, allerdings.“

„Daß ein entsetzlicher Plan gegen dessen Leben vorhanden ist?“

„Ja, ich vermuthe es.“

„Daß Sie sich nun auf dem Wege befanden, diesen Plan zu vernichten?“

„Allerdings.“

„Herr,“ rief er darauf, unter dem Ausbruch heftiger Vorwürfe gegen sich selbst, „Herr, können Sie es mir verzeihen, daß ich Ihnen zu schaden versucht habe, daß ich Ihre Reise habe verhindern wollen?“

„Ja, ja, ich verzeihe Dir Alles, wenn Du mich nur nicht länger aufhältst.“

„Gott sei Preis und Dank, daß nichts Aergeres geschehen ist. Sehen Sie, Herr, ich fürchte, daß ich, obgleich gegen meinen Willen, Theil an dem Plan gegen Baron Ankarsparre's Leben habe. Ich will Ihnen Alles erzählen. Ich habe einen Freund, der Con=

rad heißt. Eines Tages sagte er zu mir: — Reise dorthin, und thu' das — und ich reis'te hierher, und habe gethan, was ich gethan habe. Meine Aufgabe bestand darin, Sie unter jeder Bedingung von Stockholm entfernt zu halten — warum ... Gott soll mich strafen, wenn ich es weiß."

Diese Erzählung steigerte noch mehr die Unruhe Falks. Er sah ein, daß der Plan gegen Ankarsparre sehr wohl berechnet sein müsse, da man sich sogar seiner erinnert hatte.

„Zu Pferde, zu Pferde!" rief er. „Auf und davon!"

„Ich folge Ihnen, Herr, und der Teufel soll sie Alle holen, wenn sie ein Haar auf dem Kopfe des Baron Ankarsparre krümmen. Ja, ja, muß ich Ihnen sagen, er hat mir eine Lection gegeben, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde."

Der Flausrock war kein Anderer, als Pistol.

Die Freiherrin hatte mit Conrad über die beste Art und Weise gesprochen, wie Falk von Stockholm entfernt zu halten sei, und Conrad hatte sich an seinen Freund, den Gardisten, gewendet, der durch den Einfluß der Freiherrin die Ordre von seinem Compagniechef erhalten hatte, daß er nach Oestergothland gehen solle, um dort tüchtige Rekruten anzuwerben.

So waren die heimlichen Fäden beschaffen, die hinter jener verrätherischen That sich verbargen.

Im Begriff, die Hütte zu verlassen, hörten sie plötzlich heftig an die Thüre klopfen, und man rief laut und begehrte Einlaß.

„Zum Henker, was ist das?“

„Oeffnet, Hilfe, Hilfe!“ schrie eine Stimme von außen.

„Sehen wir nach, was das ist!“ ermahnte Falk.

Die Thüre wurde geöffnet.

Eine Strecke von derselben entfernt, tönte ihnen eine klagende, jammernde Stimme entgegen.

„Was giebt's?“ frug Pistol. „Es klingt mir gerade, als wenn eine Leiche spräche. Was ist geschehen?“

„Um Gotteswillen, kommt hierher!“ klagte es auf's Neue. „Helft mir, steht mir bei!“

„Zum Donnerwetter, sagen Sie uns kurz und gut, was geschehen ist, damit wir dieses Jammergeschrei verstehen!“ bemerkte Pistol wieder.

„Ich bin ein Reisender,“ fuhr die Stimme fort; „ich hatte Eile und fuhr schnell. Plötzlich wirft der Wagen um. Man hat ungefähr ein Viertelmeile von hier mehrere Bäume gefällt und quer über die Landstraße fallen lassen. Kurz, der Wagen schlug um, und im Falle brach ich den einen Arm. Es schmerzt, es peinigt mich — Gott sei mir gnädig! Tragt mich in die Hütte, Ihr guten Leute: ich will Euch ehrlich und gut bezahlen, wenn Ihr mich nur pflegen wollt.“

„Da siehst Du die Folgen Deiner Falle,“ sagte Falk leise zu Pistol.

„Still, bester Herr — verrathen Sie mich nicht!“

Man trug den Kranken in die Hütte. Sein Arm war bedeutend verletzt; man verband ihn, so gut man es vermochte, worauf Falk und Pistol sich zu entfernen beschlossen.

„Um Gotteswillen, laßt mich nicht allein in dieser Lage zurück!“ bat der Verwundete.

„Wir müssen es,“ erwiederte Falk; „wir sind bereits länger aufgehalten worden, als es uns wünschenswerth ist: ich muß schon vor morgen Mittag in der Hauptstadt sein.“

„In Stockholm?“ fiel der Reisende ein. „Und ich denn? Sie können nicht größere Eile haben, als ich. Auch ich muß dort je eher, je lieber sein.“

„Denken Sie nicht daran. Ihr Arm wird Sie wenigstens noch acht Tage daran verhindern.“

„Acht Tage — was sagen Sie?“

„Sie werden nur ganz langsam fahren können.“

„Das ist entsetzlich!“ Und eine peinliche Unruhe drückte sich bei diesen Worten in dem Antlitz des Reisenden aus.

„Sie müssen sich beruhigen, mein Herr. Ihre Wunde erfordert die Ruhe.“

„Verflucht! O weh, o weh! — Mich beruhigen?

Sie wissen nicht, um was es sich handelt, ha! Sie sagen, daß ich nur sehr langsam, sehr langsam werde fahren können?“

„Versuchen Sie es, und Sie werden es erfahren.“

Der Fremde fiel verzweifelt auf sein Lager zurück; allein plötzlich erhob er wieder den Kopf.

„Und Sie begeben sich direct nach Stockholm?“ frug er Falk.

„Ja, das thue ich.“

„Wollten Sie mir einen großen Gefallen thun?“

Er sprach mit einer Heftigkeit, die genugsam Kunde von der Wichtigkeit des Auftrages gab, den er Falk anvertrauen wollte.

„Mit Vergnügen.“

„Sollte hier wohl Feder und Tinte sein?“

„Was wollen Sie damit?“

„Ich will schreiben, schreiben!“

„Ihr Arm ist ja gebrochen.“

Der Ausdruck, der bei diesen Worten im Antlitz des Fremden zum Vorschein kam, war ein in der That betrübender Anblick.

„Sie haben Recht: das Unglück ist vollständig. Kann ich wohl Vertrauen zu Ihnen hegen?“

„Wie es Ihnen beliebt; mir ist es gleichgiltig.“

Der Kranke wandte sich verzweifelt auf seinem Strohlager.

„Aber mein Geheimniß ist von Wichtigkeit.“

„Nun denn, schenken Sie mir Ihr Vertrauen nicht.“

Der Fremde schien sich noch einige Augenblicke zu besinnen.

„Haben Sie die Güte,“ sagte er endlich, „und lassen Sie die beiden Männer aus der Stube gehen, damit ich einige Worte unter vier Augen mit Ihnen reden kann.“

Pistol und der Bauer, der den Reisenden gefahren hatte, entfernten sich.

„Nun, mein Herr, jetzt sind wir allein. Aber ich bitte Sie, seien Sie kurz und schnell in Ihrer Mittheilung, denn ich habe Eile. Sie sind Militair, glaube ich?“

„Ja, ja!“

„Woher kommen Sie?“

„Von der Duidinge=Haide.“

„Wann reis'ten Sie von dort ab?“

„Am 28. Mai.“

„Nun — der wichtige Auftrag, den Sie mir geben wollen?“

„Kennen Sie Baron Mannerheim, den Präsidenten, den Politiker?“

„Dem Namen nach, ja!“

„Nicht persönlich? Doch, das ist auch gleichgiltig. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie, sobald Sie nach

Stockholm gelangen, ihn sofort ohne Verzögerung aufsuchen werden?"

„Ich habe dort Vieles auszurichten, indessen verspreche ich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Wer sind Sie?"

„Das ist gleichgiltig: beschreiben Sie mein Aeußeres, das wird genügen. Sagen Sie, in welchem Zustande Sie mich angetroffen haben, sagen Sie, daß ich von Quidinge kam — oder, was noch besser ist, ziehen Sie mir den Ring hier vom Finger ab, und zeigen Sie ihm denselben: er wird dann wissen, von wem Sie den Auftrag haben. Ich beschwöre Sie, meine Bitte zu erfüllen!"

„Nun — und was weiter?"

„Sagen Sie ihm, daß eine gewisse Person, die am 28. die Manöver des Mörnerschen Husaren-Regiments in Augenschein nehmen sollte, daß diese Person ..."

„Beeilen Sie sich, mein Herr!"

„Das Manöver begann, mehrere Bewegungen, Evolutionen wurden ausgeführt, das Regiment formirte die Schlachtlinie ..."

„Sie besinnen sich? Ich bitte Sie, zu eilen."

„Ja, ich weiß nicht, wie viel ich Ihnen anvertrauen darf. Das Regiment hatte kaum diese Positionen eingenommen, als jene Person, von der ich sprach, auf den linken Flügel zu galoppirte. Er kam jedoch

nicht weit, ehe er vom Pferde fiel, und als man ihm zur Hilfe eilte, fand man ihn ohne Besinnung, fast todt auf dem Erdboden liegen."

„Aber von wem reden Sie, mein Herr?"

„Der Leibarzt eilte sofort hinzu; aber er wendete vergebens alle Mittel der Kunst an, die verschwundenen Lebensgeister ließen sich nicht zurückrufen: der Mann war todt."

„Allein Baron Mannerheim dürfte ebensowenig, wie ich, begreifen, wer diesen traurigen Tod erlitten, wenn Sie mir nicht den Namen des Mannes sagen. War es Jemand im Gefolge des Kronprinzen?"

„Nein, nein!"

„Irgend ein Offizier des Regiments?"

„Nein, auch nicht. Vermag wohl Jemand uns hier zu belauschen?"

Der Fremde schaute sich prüfend und vorsichtig um.

„Das dürfte nicht leicht möglich sein."

„Mein Geheimniß wird bald Allen bekannt sein; allein ich bin dem Gerücht, ich bin jeder anderen Benachrichtigung mit einer Eile vorangeflogen, als wetteiferte ich mit dem Adler in der Luft, weil Mannerheim zuerst vor Allen diese Nachricht erhalten muß: es ist wichtig für das Land, für unsere Partei ... Still — blicken Sie dorthin: schaut dort nicht Jemand durch's Fenster hinein? Ich glaube, man belauscht uns!"

„Seien Sie unbesorgt.“

„Beugen Sie Ihr Ohr zu mir, und ich werde Ihnen den Namen zuflüstern.“

Falk kam seinem Wunsche nach.

„Was höre ich,“ rief er, als der Name ausgesprochen wurde. „Ist es möglich! Welches Unglück!“

„Was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit: ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Eine Viertelstunde nach dem Ereignisse befand ich mich schon auf der Landstraße, allein das Schicksal erlaubte mir nicht weiter, als bis hier zu gelangen!“

„Doch dieser schnelle, plötzliche Tod, wie erklärt man sich denselben?“

„Ich besuchte den Arzt, der ihn auf der Reise nach Schonen begleitete.“

„Und was sagte der?“

„Gift!“

„Zu Pferde, zu Pferde!“ rief Falk, und winkte Pistol wieder herbei ... „Seien Sie überzeugt,“ sprach er zu dem Fremden, „daß ich Ihren Auftrag genau ausrichten werde: jetzt erst verstehe ich die Wichtigkeit desselben.“

Einige Augenblicke später trabte das Pferd, welches sich unterdessen erholt hatte, wiederum die Landstraße entlang, und trug wiederum auf seinem Rücken Falk und Pistol.

Bei der ersten Station gaben Sie dem Gastwirth den Auftrag, die Ueberreste des noch immer auf der Landstraße liegenden, zermalmten Wagens bei Seite zu schaffen, und versahen sich nun selbst mit frischen Pferden und einem neuen Wagen.

Sechstes Kapitel.

Eine kurze Auseinandersetzung.

Obgleich es de la Vauvenard bei seiner Rache zwei Mal mißglückt war, verlor er doch nicht den Muth, weil er seine ganze Lage und die ganze Beziehung zu seinen Opfern für keine schlechte ansah und die Rache ihm sicher genug schien, selbst wenn sie sich verzögerte.

Graf Fersen besaß zu viel Selbstvertrauen, um überhaupt Verdacht zu hegen; im Gegentheil, die verrätherische Schmeichelei, durch welche Vauvenard ihn unterhielt und seinen Stolz bis auf die Spitze trieb, hatte ihm einen Platz in seinem Wohlwollen verschafft, womit nur sehr Wenige sich schmeicheln konnten.

Der schwedische Aristokrat erblickte in dem Fremden den französischen Legitimisten, und die Sympathie der Interessen verlieh den Neigungen Form und Leben

— de la Vauvenard besaß überhaupt die nöthigen Mittel, um seine Rolle zu spielen.

Seine stolze, kalte, berechnende Art und Weise stimmte überhaupt mit dem Charakter des Grafen Fersen überein.

Nicht ohne Talent, oder vielleicht richtiger, nicht ohne einen sehr tiefen Blick sowohl in Fersens privates Leben, wie in die Vorliebe eines ältern Mannes für seine Jugendabenteuer und seine besondern Neigungen, hatte Vauvenard sich des Namens der Königin Maria Antoinette und deren frühern Einfluß auf den Grafen als eine Zauberformel bedient, um die sonst abstoßende Kälte zu brechen, die Fersen wie einen undurchdringlichen Panzer umgab.

Die wunderbaren Erscheinungen, welche als lebende Bilder in jener Nacht vor seine Seele getreten waren, in welcher er sich auf Alsinalund ganz in de la Vauvenards Gewalt gegeben hatte, übten noch immer einen mächtigen Einfluß auf ihn aus.

In jener Nacht hatte er sich auf's Neue in die erste, fröhliche, schöne Zeit seiner Jugend versetzt geträumt: Maria Antoinette hatte sich ihm in dem ganzen Zauber ihrer jugendlichen Reize gezeigt, bei dem bunten Spiel der anmuthigsten Träume hatte er geglaubt, noch einmal in ihre blauen, schwermüthigen Augen zu blicken, noch einmal die Stimme der Liebe in allen ihren Variationen in seinem Innern wieder=

hallen zu hören, und zwar von dem lieblichsten, leichtesten Allegretto bis zu dem schmelzendsten, seufzendsten Adagio.

Er stand wiederum neben ihrem Thron, er stand auch neben der Guillotine. Er sah ihren blonden Kopf von dem Gold der königlichen Krone umstrahlt und sah ihn auch leichenblaß, von dem blutrothen Kreise des Todesbeils umgeben.

Er hatte den Genuß der Glückseligkeit in seinem ganzen Feuer seine Adern durchflammen, und wiederum die eiskalte Hand des Entsetzens und des Schauders auf diese warmen Pulse sich legen gefühlt.

Darauf hatte er ferner ein jubelndes Volk gesehen, gesehen, wie dasselbe seine Person umgab, wie ein Schatten von einem Thron herabstieg, sich selbst gesehen, wie er ...

Als er erwachte, frug er sich:

„Habe ich geträumt, oder habe ich in der That eine Wirklichkeit erlebt?"

Der Eindruck, welchen die verworrenen Anklagen der Dienerschaft gegen Vauvenard hervorriefen, verwehten theils durch das Einfältige dieser Anschuldigungen selbst, theils durch die Sicherheit, mit welcher Vauvenard sie zurückwies.

Hat er nicht Vauvenard die glückliche, genußreiche Stunde zu verdanken, die er soeben auf dem Gebiete seines eignen Innern erlebt hatte?

Vauvenard schien ihm ein mächtiger Mann zu sein, der tief in die Mysterien der Natur, in die geheimen Wissenschaften derselben eingedrungen war. Ueberhaupt war Vauvenard ein kluger Politiker, er war ein Kenner der menschlichen Leidenschaften im Allgemeinen und versäumte durchaus nicht, zu gleicher Zeit, als er aus der Nacht der Vergessenheit das Leben verschwundener Zeiten hervorrief, auch die Hoffnungen und Prophezeihungen der Zukunft zu entschleiern.

Von einem solchen doppelten Standpunkte aus, betrachtete Fersen ihn auch als einen Mann, mit ungewöhnlichen Kräften und Eigenschaften ausgerüstet, der seines Vertrauens und seiner Achtung würdig war.

De la Vauvenard besuchte ihn auch fast täglich.

Jedesmal, wenn Vauvenard das Fersen'sche Palais betrat, stampfte der alte Portier aus Verdruß mit seinem mit Eisen beschlagenen, hölzernen Bein, daß es im ganzen Hofe wiederhallte; aber es half nichts.

Isberg, der treue Kammerdiener der Excellenz, wagte zwar nicht im Zimmer zu bleiben, aber mit zurückgehaltenem Athem lauschte er im Vorzimmer, um bei dem geringsten Lärm hineinstürzen zu können.

„Erklären Sie mir doch einmal die Beschaffenheit des Mittels," frug Fersen eines Tages de la Vauvenard, „welches Sie benutzen, um mich gleichsam aus mir selbst heraus in eine andere Zeit, in andere Verhältnisse zu versetzen?"

„Die Geheimnisse der Natur," antwortete Vauvenard, „vermag die Wissenschaft nur theilweise zu entschleiern: noch ist es Niemand geglückt, vollständig dieselbe durchzudringen. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß unsere Vorväter einen tiefern Blick in diese Geheimnisse gehabt haben, als wir. So redet z. B. die Geschichte mit Erstaunen von den egyptischen Mysterien an den drei finstern Tagen der bekannten heiligen Cermonien der Weihe. So ruhen die verschiedenen religiösen Formen der Völker auf Wunderwerken: selbst die christliche Religion ruht auf Wundern. Man kennt keinen andern Religionsstifter, als Muhamed, der verkündigt hat, daß der Gott, den er predigte, ihm die Gabe des Wunders nicht verliehen habe. Bereits im fünften Jahrhundert spricht Augustinus von dem Zaubersabbath, von dessen Dasein man schon Spuren bei Apulejus und Lucianus findet. Die heimlichen Wissenschaften besaßen von dem zwölften bis funfzehnten Jahrhundert ihre Schulen in Toledo, Sevilla und Salamanca, in allen Ländern haben die geheimen Wissenschaften von Zeit zu Zeit ihre eben so geheimen Vereine gehabt, und als berühmte Männer, die ihre Jünger gewesen sind, brauche ich nur Albertus Magnus, den Abt Tritheim, den Mönch Barthelemi, Robert Fludo, Robert Bacon und Andere zu nennen. Die Lehre der Teurgisten haben Stifter von hohem Rang, aber auch nicht weniger hohe Jünger. Ich darf nicht mehr sagen;

ich gehöre zu den Eingeweihten und Jeder mag entweder glauben, oder zweifeln — den freien Gedanken vermag Niemand zu bezwingen — glauben und zweifeln an der Macht der Magie, an diesen großen, dem gewöhnlichen Verstande noch verborgenen Naturkräften, welche über die Phänomene der sichtbaren Welt gebieten. Uebrigens ... meine Zunge ist gebunden."

Wenn man fragt, eigentlich nicht um seinen Verstand aufzuklären, sondern nur um seinem Gefühl zu fröhnen, begnügt man sich gern mit einem Wortschwall: ein solcher war dem Grafen Fersen zu Theil geworden.

Während der Wochen, die verstrichen sind, hatte Ankarsparre sich wieder wenigstens in dem Grade erholt, daß er die freie Luft hatte genießen können. Er hielt sich jedoch gewöhnlich zu Hause auf und empfing dort auch nur wenigee seiner Frunde.

Das erste, was er nach seiner Genesung that, war, Conrad aus seinem Dienste zu entlassen.

Diese Entlassung war ein herber Schlag in Bezug auf die Berechnungen dieses rachsüchtigen, hinterlistigen Charakters; allein, weil Conrad eine Auseinandersetzung fürchtete, gehorchte er schweigend, obgleich der Haß noch immer in seinem Innern gährte.

Indessen hatte er jetzt einen Grund mehr, seine Rache nicht aufzugeben.

Nachdem Conrad das Haus verlassen hatte, ließ Ankarsparre in aller Stille einige früher unbenutzte Zimmer neben dem Orangeriesaale zu einer besondern Wohnung einrichten.

Zu welcher Absicht ließ er dies wohl geschehen?

Er ließ die Zimmer in einer so üppigen, orientalischen Weise einrichten, als hätten sie zum Empfange einer Zauberkönigin dienen sollen.

Ange hatte versprochen, ihn dann und wann zu besuchen.

Man hatte verabredet, durch die größte Aufmerksamkeit gegen de la Vauvenard dessen Unwillen und Haß gegen Ankarsparre zu besiegen, ein Haß, zu welchem es den Liebenden unmöglich war, irgend einen triftigen Grund zu entdecken. Zwar sah man alle die Schwierigkeiten ein, die dadurch entstehen würden, aber die Liebe läßt sich nicht so leicht um die Hoffnung bringen.

Die Freiheit, die Ange besaß, immer besessen hatte, machte nun auch, daß sie Ankarsparre dann und wann besuchen konnte.

Um Ange zu beruhigen, die, indem sie vor Ankarsparre's Leben fürchtete, überall Feinde erblickte, hatte Heinrich seinen Dienst bei Ange verlassen und war an die Stelle Conrads getreten. Mit der ganzen instinkt=

mäßigen, fast blinden Treue eines guten Jungen, ließ er sich angelegentlich sein, alle Wünsche seines neuen Herrn zu erfüllen. Die wenigen Augenblicke, in welchen Ankarsparre und Ange einander sahen, waren für sie das Glück eines Paradieses. Welche Stunden des schönsten Blumendufts der Liebe, welche Augenblicke des Sonnenscheins, welcher Frühling der Herzen, welch' milder Sommer von Anmuth und Glück!

Die stolze Reiterin, die noch vor wenigen Tagen eine wilde Amazone war — wie hatte die Liebe sie nicht verändert!

Alle wilden Auftritte, an welchen sie früher so sehr viel Geschmack fand, waren nun wie vergessen und verschwunden, und das milde, zarte, liebende Mädchen dachte nun an weiter nichts, als daran, demjenigen zu gefallen, den sie liebte; einem kindlichen, freien Gemüth wird dies auch immer glücken.

Ange war soeben in jene neueingerichteten Zimmer eingetreten.

Er hatte ihrer im Blumenzimmer geharrt. Als er sie kommen hörte und als ihre leichten Schritte über den Fußboden schwebten, stand er gerade in Betrachtungen versunken vor seinen Lieblingen, den Blumen, diesen, den Träumen des Frühlings, den Töchtern des Sommers, dem Schmuck des Herbstes. Unter ihnen befand sich eine Moosrose: sie war weder roth noch weiß, sie spielte zwischen diesen beiden Farben, wie zwi-

schen Liebe und Unschuld; sie war ein Symbol des ahnungsvollen, noch unerklärlichen Gefühls, welches in einem reinen, weiblichen Herzen erwacht, wenn es von dem ersten Zauber der Liebe berührt wird. Als Ange eintrat, brach er die Blume.

Er reichte ihr dieselbe, ohne ein einziges Wort zu äußern.

Sie blickte ihn fragend an.

„Ist die Rose ein Bild unserer Liebe,“ flüsterte sie, „eine Liebe ohne Dornen?“

„Es ist das Loos der Rose, ein schönes, aber nur kurzes Leben zu führen. Ach, ich fürchte den Vulkan, an dessen Rande wir stehen, ich fürchte den Haß, die Rache Deines Vaters! Je tiefer ich mein Glück fühle und genieße, destomehr erschrecke ich bei dem Gedanken, daß es aufhören dürfte.“

Ange schmiegte sich innig an ihn.

„Wenn Du Dich fürchtest,“ sagte sie, „dann fühle ich mich muthig.“

Und ihre Herzen verschmolzen in einem flammenden Kuß.

„Niemand soll Dich von mir trennen, Niemand!“

„Auch der Tod nicht?“

„Du hast mir im Leben Liebe geschenkt, Du sollst auch Treue bis in den Tod erhalten!“

Vauvenard hatte Ankarsparre nur ein einziges Mal nach dessen Genesung besucht.

Ankarsparre war vollkommen von den verbrecherischen Absichten Vauvenards überzeugt, allein er verschloß diese Ueberzeugung in seinem Innern, indem er Ange's Vater zwar fürchten, aber nicht hassen konnte. Anstatt dessen richtete er sein Betragen so ein, als schenke er ihm in Allem Glauben, während er in der That nicht im Geringsten glaubte. Weshalb Vauvenard ihm gleichsam seine Freundschaft aufdringen wollte, vermochte er umsoweniger zu begreifen, weil es ihm immer schien, als erblicke er den Mordengel hinter derselben. Immer wachsam und auf seiner Hut, war er auf Alles vorbereitet, hoffte jedoch das Beste.

Diese Handlungsweise leitete Vauvenard irre und flößte ihm den Glauben ein, daß Ankarsparre ihn wirklich als seinen einzigen aufrichtigen Freund betrachte.

„Sie leiden sehr, Herr Baron?“ sagte er eines Tages zu Ankarsparre.

„Ja, sehr!“

„Der Verlust der Liebe einer Mutter erfüllt Sie mit einem tiefen, bittern Schmerz!“

„Ja, Sie reden die Wahrheit.“

„Der Verrath Ihres Bruders ist gleichfalls eine schmerzliche Wunde.“

„Ja, die Wunde blutet noch.“

„Sie haben Ihren alten, treuen Diener verabschiedet.“

„Ja, aus meinem Herzen verbannt, wo er auch sonst Platz hatte."

„Ihr Freund zögert mit seiner Rückreise. Hegen Sie doch nicht den eitlen Glauben, daß er kommen sollte; auch er gehört zum Complotte."

„O, mein Gott!"

Der todtblasse Schmerz, der durch alle diese Erinnerungen auf's Neue hervorgerufen wurde, sprach sich deutlich in Ankarsparre's Gesichtszügen aus, und was Vauvenard dort las, erfreute ihn.

Er wollte ihn dadurch zerreißen, daß er seinen Glauben an Alles, auf welches er bis jetzt gebaut, untergrub, damit er schließlich nur die leere Form eines aushöhlten Menschen niederzustoßen habe.

„Und Ange?" bemerkte Vauvenard noch.

Ankarsparre vermochte kaum Athem zu schöpfen.

Nachdem das Gerücht von der Krankheit des Kronprinzen, Karl August's, sich über Stockholm verbreitet hatte, nahm der aus den damaligen politischen Bewegungen so wohl bekannte Mannerheim'sche Clubb seine Sitzungen im Castenhof wieder auf. Vauvenard folgte aufmerksam den politischen Intriguen und dem Spiel der verschiedenen Parteien, und namentlich lenkte sein Interesse sich auf diesen Clubb, weil er wußte, daß die

letzten, großen Umwälzungen in Schweden, hauptsächlich von dessen Mitgliedern ausgegangen waren; die Interessen dieses Clubbs war außerdem die natürlichen, politischen Feinde Fersens, welcher der Partei des alten Hofes angehörte.

Dreiste Phantasien hatten namentlich, nachdem Vauvenard ihm eine Krone in Perspective gestellt hatte, Fersens Gedanken mit einem Netze gefährlicher, hochstrebender Versuche umsponnen.

Vauvenard faßte den Entschluß, ihm bereits jetzt den Untergang zu zeigen.

Eines Vormittags besuchte er die Excellenz. Als er eintrat, erblickte er Ankarsparre dort. Am liebsten hätte er gewünscht, den Baron dort nicht zu finden, denn er erinnerte sich sehr wohl des Nachtstücks auf Alsinalund und wußte, daß Ankarsparre ihn wieder erkannt hatte: er konnte somit immer befürchten, daß Ankarsparre der Excellenz das mittheilen würde, was er wußte, und dadurch zugleich eine Warnung vor Vauvenard aussprechen.

Vauvenard schmeichelte sich nichtsdestoweniger im Stillen mit dem Gedanken, daß er sowohl den Einen, wie den Andern dermaaßen mit seinem Netz umsponnen, daß er selbst von einer solchen vertrauten Mittheilung nichts zu befürchten hätte.

Ueberhaupt besaß er im schlimmsten Falle immer zwei Auswege: Unerschrockenheit und Läugnen, mit wel=

chen beiden er hoffte, selbst den größten Verdacht zu Boden schmettern zu können.

„Ich bringe wichtige Neuigkeiten, Excellenz," sprach er, indem er eintrat.

„Und welcher Art?"

Ankarsparre nahm keinen Theil an dem Gespräch.

„Man conspirirt schon."

„Conspirirt — wer?"

„Die Herren Mannerheimer?"

„Die ganze öffentliche Laufbahn dieser Herren ist eine immerwährende Conspiration!" äußerte Fersen mit stolzer Ruhe. „Jeder dieser Herren ist an und für sich unbedeutend und kraftlos, deshalb vereinigen sie sich, um Etwas zu bedeuten. Wenn Du mir unter die Arme greifst, so greife ich Dir wieder, lautet ihr Wahlspruch. Allein worauf arbeiten sie jetzt hin? Gab ihnen das Jahr 1809 nicht Alles, was sie haben wollten? Besitzt die Krone, oder das Volk vielleicht noch irgend etwas, was ihre Raublust reizt? Sind sie nicht damit zufrieden, die Aristokratie vernichtet zu haben, und anstatt deren, eine ordentlich organisirte, tausendfüßige, drückende Kleinkrämerei, ich meine Bureaukratie, in's Leben gerufen zu haben? eine Phalanx von Kleinkönigen in den Gewerken, in den Provinzen, in der Administration des ganzen Reichs, eine Einrichtung, die auf das System der Beförderung begründet und dieses System als alleinigen Herrscher anerkennt, und bald sowohl König,

wie Volk, um seinen Einfluß und seine wirkliche Freiheit bringen werden?“

„Sie denken an einen neuen Kronprinz.“

„Sie haben ja kürzlich selbst einen solchen erwählt?“

„Ew. Excellenz vergessen das Gerücht von der plötzlichen Krankheit Karl August's?“

„Es ist traurig; ein Fürst darf einen leichten Schnupfen haben, und das ganze Land beginnt zu nießen.“

„Wissen Sie vielleicht, wie der Clubb jetzt denkt, und auf wen sie jetzt speculiren?“

„Ich vermuthe, daß sie dieses Mal bei ihrer Wahl — innerhalb des Reiches bleiben werden.“

Vauvenard fixirte Fersen scharf bei diesen Worten, aber Fersen verstand ihn nicht.

„Innerhalb des Reichs ...“ wiederholte er, brach aber von diesem Gedanken ab.

Sein Kopf erhob sich, sein Blick flammte.

Wenn die Wirklichkeit spricht, weichen die Träume.

Fersen war nicht länger der egoistisch denkende und fühlende, der von persönlichen, vortheilhaften Gedanken und verführerischen Aussichten eingenommene Mann; ein ganz anderer Stolz beseelte ihn jetzt. Er war der vaterlandsliebende Aristokrat, der ritterliche Legitimist; er dachte an König und Vaterland.

„Ich liebe Karl August nicht,“ fuhr Fersen nach

einer kleinen Pause fort, „allein, ich ehre seine vielen Tugenden und bete zu Gott, daß Schweden nicht auf's Neue in die traurige, schreckliche Nothwendigkeit gestürzt werden muß, wiederum eine neue Dynastie durch das Würfelspiel eines Entschlusses unserer betrübend schwankenden Stände zu gründen. Innerhalb des Reiches, sagten Sie? Nein, Graf: das Land besitzt zwar mehrere ausgezeichnete Familien, aber alle insgesammt vermögen Sie doch nicht eine einzige Persönlichkeit aufzuweisen, die würdig wäre, König zu werden. Sollte Karl August wirklich sterben, dann giebt es nur Einen, der in Folge seines Namens, seiner erblichen Ansprüche, seiner Geburt und sowohl des öffentlichen, wie privaten Rechts den Thron besteigen kann."

„Ew. Excellenz meinen?"

„Ich meine den Sohn Gustavs IV., den Prinzen Gustav. Das Reich gehört ihm, mit allen Rechten eines Thronerben, und wenn das Volk sich auch einen Augenblick von den eigennützigen und berechnenden Absichten einer gewaltsamen Partei hat leiten lassen, so wird die natürliche Billigkeit, die in dem unbestreitbaren Rechte liegt, bald wieder ihr Gewalt erlangen."

„Ew. Excellenz vergessen die Traumbilder — vergessen das, was Sie selbst gesehen haben."

Ein weißer Feuerstrahl blitzte bei dieser Frage aus Vauvenards Augen und traf forschend die ruhigen, fast kalten Gesichtszüge Fersens.

„Mein Herr Graf,“ antwortete Fersen, „es ist interessant, in seinen Phantasien zu leben, eine Welt zu schaffen, die schöner ist, als die, in welcher man lebt, in seiner Einbildung mit einer Krone zu spielen; allein es würden nicht mehr schöne, anmuthige Einbildungen bleiben, es würde ein hoher Grad von Unvernunft, es würde Thorheit sein, sich durch solche Phantasien gleichsam in einem Triumphzuge selbst in die Wirklichkeit hinübertragen zu lassen und sie irgend einen bestimmenden Einfluß auf die politischen Ereignisse des Tages gewinnen zu lassen. Entkleiden Sie übrigens der Krone die Illusionen, Herr Graf, und Fersen ist mehr, denn ein König; er ist frei und wird in seinen Handlungen weder von einem Staatsrath, noch von einem vierköpfigen Reichstage beschränkt.“

„Sie wünschen also, daß Prinz Gustav den schwedischen Tron besteigen soll, wenn Karl August...“

„Ich wünsche es nicht nur, ich sage, daß er ihn besteigen muß, weil er der Einzige ist, durch welchen wir unsere alte Dynastie noch zu conserviren vermögen. Mögen die Mannerheimer conspiriren — ich thue es nicht; aber die Nation, die Millionen, welche Sinn für Recht, für Ehre, für gesetzliche Erbansprüche hat, die Nation wird mit mir sagen: Prinz Gustav und keinen Andern!“

Ankarsparre hatte mit Bewunderung Fersen betrachtet; die Vertheidigung, welche dieser dem Landesver-

wiesenen, dem Verfolgten, dem Schwachen hatte zu Theil werden lassen, war eine warme und rührende gewesen. Als Fersen schwieg, maaß er das Zimmer mit schnellen Schritten, als wenn seine Gedanken noch nicht aufgehört hätten, ihn zu erwärmen und zu beleben.

„Der Kampf dürfte kein leichter werden, Excellenz: Sie selbst sollten sich doch überzeugen . . . Ich würde Ihnen z. B. . . .“

„Was würden Sie, Herr Graf?“

„. . . Ich würde Ihnen die Gelegenheit verschaffen, einer Sitzung des Clubbs, der gerade jetzt stattfindet, beizuwohnen. Ich kenne einen Ort, von wo aus man ungesehen . . .“

Fersen blickte ihn erstaunt an.

„Versteckt?“

„Versteckt, ja ja! Ew. Excellenz würden, nachdem Sie einer Sitzung des Clubbs beigewohnt hätten, besser Ihre eigene Stellung beurtheilen können, als jetzt.“

„Versteckt?“ wiederholte die Excellenz. „Ich habe noch nie versteckter Weise meine Gegner belauscht.“

Und Fersen wandte Vauvenard den Rücken.

Dieser glaubte einen solchen Einfluß auf Fersen zu besitzen, daß diese zurückweisende Antwort ihm ganz unerwartet kam; aber er hatte bis jetzt vergessen, zwischen den individuellen Schwächen Fersens und dessen Charakter, als öffentliche Person und als schwedischer Edelmann im alten Sinne dieses Wortes, zu unterschei-

den. Er sah jedoch jetzt ein, daß die leichten Phantasiebilder, welche die Eitelkeit des privaten Mannes geschmeichelt hatten, so lange dieselben in keiner Beziehung zu der Oeffentlichkeit standen, daß diese Phantasiebilder sich ganz und gar in Nebel verflüchtigten, wenn es galt, sie mit dem öffentlichen Leben und der Wirklichkeit zu verknüpfen. Diese Erscheinung war ihm neu, allein sie war unwiderlegbar.

„Du glaubst freier, glücklicher, mehr denn ein König zu sein,“ dachte Vauvenard; „in Deiner Einbildung trittst Du eine Krone mit Füßen. — Du armer Thor, je stolzer Du bist, desto früher wirst Du fallen!“ Und er entfernte sich.

Ankarsparre hatte Fersen deshalb einen Besuch abgestattet, um das Verhältniß zu erforschen, in welchem dieser jetzt zu de la Vauvenard stand. Er erfuhr dies vollständig aus jenem Gespräch und fühlten sich durchaus nicht beruhigt.

Lange hatte er darüber nachgedacht, ob er nicht Fersen Alles erzählen sollte, was er von Vauvenard wußte; aber seine Liebe zu Ange hielt ihn davon ab; jedes Verbrechen, welches öffentlich Vauvenard zur Last gelegt wurde, mußte ja einen Schatten auf die Tochter werfen. Wir dürfen ihm nun zwar hier den Vorwurf der Schwäche machen; allein wir dürfen auch dabei

nicht vergessen, wie Wenige es giebt, die den Muth besitzen, den Dolch in ihr eigenes Herz und in das der Geliebten zu stoßen. Dahingegen ergriff er einige andere Vorsichtsmaßregeln, die er für genügend ansah; er empfahl seinem Kammerdiener Isberg, auf seiner Hut zu sein, und seinen Herrn mit verdoppelter Treue und Aufmerksamkeit zu umgeben. Cesar, dem hölzernen Bein brauchte er in dieser Beziehung nur wenige Worte zu sagen. Aber Vauvenard hatte seinen Plan verändert, schon den Entschluß gefaßt, sein Opfer auf andern Wegen zu erreichen.

Nonsense

Siebentes Kapitel.

Castenhof.

Castenhof ist ein altes Gebäude aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Es hat zu verschiedenen Zeiten Gerichtslocale, Wohnung für fremde Gesandte, für die Chefs der Garde-Regimenter gedient, sowie seine gewölbten Keller früher zu Gefängnissen benutzt worden sind. Allein diese Keller sind auch immer Weinkeller gewesen, und der erste Pächter und Wirth desselben Castenhof genoß im Jahre **1650** verschiedene Privilegien, in Betreff der Zollfreiheit französischer Weine.

Wie bunt, wie reichhaltig ist die Geschichte dieses Hauses, dieses Kellers — welche Gallerie politischer Intriguen, militairischen Despotismus, juristische Inquisitionen und Torturen, bacchanalische Feste, Qualen

und Freuden! Die Geschichte hat seine Geheimnisse: Castenhof und dessen alte steinernen Mauern umschließen nicht wenige derselben.

Hier trat der Mannerheimsche Clubb in dem Revolutionsjahre 1809 zusammen.

Hier erblickte man Mannerheim, den Cato der Revolution, Adlersparre, den Dictator, Ankarheråd, Hjerta, Arnell, J. Cederström, de la Grange, Silfverstolpe und Andere mehr.

In den äußern Räumen sprach man laut und untereinander, las die Zeitungen, leerte sein Glas, politisirte und versäumte dabei weder die Karten noch die Würfel.

In dem innern, hinteren Gewölbe beriethen die Weisesten über die Geschicke des Staates.

Sobald das Gerücht von der unvermutheten, aber bedenklichen Krankheit Karl Augusts nach Stockholm gelangt, begann der Mannerheim'sche Clubb auf's Neue seine Sitzungen in Castenhof.

Vauvenard hatte sich durch mehrere Besuche das Wohlwollen des Kellerwirths erworben.

Jetzt trat er wieder in den Keller ein.

„Sollte wohl irgend ein Zimmer über dem Ge=

wölbe zu miethen sein, wo der Clubb seine Sitzungen hält?" frug er.

„Wenn Sie sich mit einem ganz kleinen Zimmer begnügen können Herr Graf, dann giebt es wirklich ein solches," lächelte der Kellermeister.

„Ich kenne Sie, Herr Wirth, und weiß, daß Sie ein Geheimniß nicht verrathen, wenn man den Werth desselben genau bestimmt — Sie wissen, daß ich manchmal Launen und Einfälle habe, Sie wissen aber auch, daß ich gut bezahle. Was halten Sie davon?"

„In meiner Lage," antwortete dieser, „erhält man das Vertrauen so vieler Geheimnisse, daß man sie eben so schnell vergißt, wie man sie bekommt; das ist eigentlich mein einziges Geheimniß als Kellermeister hier."

„Wir verstehen einander somit. Zeigen Sie mir das Zimmer."

Sie begaben sich ins Zimmer.

„Haben Sie einen Bohrer, Kellermeister, von dem Umfange eines harten, blanken Thalers?"

„Wie so — was wollen Sie damit . . . einen Bohrer."

Und der Kellermeister lächelte dabei so gescheidt, daß es aus diesem Lächeln deutlich hervorging, wie gut er Vauvenards Absicht verstanden habe.

„Ich will ein Loch durch den Fußboden dieses Zimmers in das hinab, wo der Clubb seine Versammlungen hält!" erwiederte Vauvenard nichtsdestoweniger.

„Wozu, wenn ich fragen darf?“ fiel der Kellermeister ein; allein es war deutlich, daß diese Frage eigentlich hieß: „Was geben Sie mir dafür?“

„Um das Loch mit harten Thalern auszufüllen, und zwar damit Sie, Kellermeister, es mir wieder ausbohren können.“

Und ein Loch wurde gebohrt, und nachden die Tiefe desselben ausgemessen war, glitt eine Stange blanker Thaler von derselben Höhe wie das Loch in die Tasche des Kellermeisters.

Der Eine wie der Andere nannte es ein gutes Geschäft.

Einige Stunden nach dem vorhergehenden Gespräch im Palais des Grafen Fersen finden wir einen Mann in dem von Graf Vauvenard gemietheten Zimmer über dem Versammlungslocal des Mannerheim'schen Clubbs.

Der Mann lehnte sich an die Fensterpfoste; er war hoch und schlank, und seine körperliche Constitution schien frisch und stark zu sein. Das Gesickt war blaß, etwas gefurcht — die Spuren heftiger Leidenschaften; sonst trug sein ganzes Wesen das Gepräge der Dreistigkeit und Entschlossenheit. Die linke Hand war gegen das Fenster angestemmt und geballt, die rechte stak

innerhalb der Weste. Der Mann war kein anderer als Vauvenard.

Seine Blicke schossen wie Blitze über den Gustav-Adolphsplatz.

Von der Wache vor dem Palais der Prinzessin Sophie Albertine erschallte in diesem Augenblick: „In's Gewehr!"

„Was nun?" brummte Vauvenard.

Die Wache trat in's Gewehr, und indem die Mannschaft schulderte, erschallten die Trommeln und grüßten brummend die vorüberfahrende, offene, königliche Equipage, in welcher Karl XIII. und neben ihm ein Kammerherr saß.

„Fahre Du nur immer nach Haga des Essens und des Verdauens wegen; wenn das Scepter in solchen Händen, wie in den Deinigen, zittert, dann schmiedet die Republik seine Waffe für die Zukunft . . . Wer kommt denn dort?"

Und Vauvenard runzelte die Stirn und die Augenbrauen, um in solcher Weise seinen Blick zu schärfen.

Ein hagerer, blasser Mann von mittlerer Größe näherte sich nun dem Eingange von Castenhof. Der Mann trug Kniehosen, seidene Strümpfe und Schuhe. Hinter ihm ging ein Bedienter, über dessen Arm der Mantel hing.

„Er ist es."

Es war der Justizprocurator Baron Mannerheim, einer der bekanntesten und staatsklügsten Männer der damaligen Zeit, der Führer der einflußreichsten politischen Partei.

Als Mitglied des geheimen Ausschusses war er im Jahre 1789 dreist, fest und aus voller Ueberzeugung gegen die Regierung aufgetreten; und als er den königlichen Willen nicht zu ändern vermochte, verließ er die amtliche Bahn, um erst zwanzig Jahre später durch die Revolution des Jahres 1809 in die Verwaltung einzutreten. Er war der Erste, welcher am 10. Mai auf dem Reichstage das entscheidende Wort: „abgesetzt" über die gestürzte königliche Familie aussprach, und er war ferner der erste Wortführer des ersten Constitutionsausschusses Schwedens.

Mannerheim war nicht Aristokrat, er war Bureaukrat — aber nicht der Mittellosigkeit, der Hofgunst, des Egoismus; er war Bureaukrat im demokratischen Geiste.

Bauvenard trat an das Sprachrohr, welches er nun in das gebohrte Loch hatte einschrauben lassen. An diesem Rohr hatte er früher schon einigen Sitzungen des Clubbs beigewohnt.

Er horchte.

„Sind neue Nachrichten in Betreff Karl Augusts eingegangen?" frug eine Stimme.

„Gestern Abend erhielt ich auf außerordentlichem Wege eine Benachrichtigung.“

„Nun — und dieselbe besagt?“

Nach dieser Frage folgte eine erwartungsvolle Pause. Es geht mit politischen Personen, wie mit großen Spielern; Alles, was sie besitzen, steht oft auf einer Karte.

„Wie stehen unsere Actien? — reden Sie!“

„Sie werden die Gefahr einsehen, in welche der Tod Karl Augusts, wenn derselbe eintreffen sollte — das Land und uns stürzen würde?“

„Ja, ja!“

„Man muß auf Alles, selbst auf das Schlimmste gefaßt sein. Die Partei einer neuen Ordnung ist mächtig: die verwitwete Königin, die Königin, die Familien Fersen, Piper, Wachtmeister, Bond, Ugglas, Armfelt . . .“

„Wir kennen sie — wir möchten aber die Nachrichten über den Kronprinz erfahren.“

„Unsere Gegenpartei wird alles Mögliche zu Gunsten des verbannten Prinzen Gustav thun, und dieser, wenn er anerkannt würde, dürfte ein Beispiel an dem Jahre 1772 nehmen, die Verfassung von 1809 umstürzen und, um seine eigene Person zu sichern, uns als Reichsverräther behandeln.“

„Sie haben Recht, wir würden verloren sein — aber die Nachricht, die Nachrichten . . .“

„... sind, Gott sei Dank und Preis, günstig. Karl August, schreibt mein Correspondent, hat sich einige Tage bei Ramlösa aufgehalten und sich vollkommen wohl befunden.“

„Weiter!“

„Der Brief, den ich erhalten habe, ist am 28. des Morgens datirt, kurz nachdem seine königliche Hoheit von Ramlösa abgereis't. Er war damals gesund, fröhlich und bei guter Laune; er wollte durch Helsingborg nach Quiding-Haide reisen, um dort die Truppen zu inspiciren.“

Alle jubelten laut bei dieser Nachricht, die mit ihren politischen Wünschen übereinstimmte. Vauvenard schien dieselbe jedoch nicht ganz zu gefallen.

Der Clubb war im Begriff aufzubrechen.

Der größte Theil der Mitglieder begab sich in die äußern Räumlichkeiten, woselbst die gefüllten Gläser kreis'ten und wo Scherz und Spiel getrieben wurde. Die düstere Verstimmtheit, welche die Ungewißheit über den Gesundheitszustand des Kronprinzen bis jetzt über die Gesellschaft verbreitet hatte, war wie ein anderer Nebel durch die erhaltenen Nachrichten verscheucht worden und man entschädigte sich nun wieder.

„Es lebe der Kronprinz! Es leben die Männer des Jahres 1809!“ rief man.

Nur Mannerheim saß noch stumm und still in dem innern Gewölbe.

In diesem Augenblicke hörte man das laute Knallen einer Peitsche vor den Fenstern.

Man blickte hinaus.

Eine prachtvolle, fast fürstliche Equipage hielt vor dem Eingange des Castenhofs an. Die Wache auf dem Platze war ins Gewehr getreten und schulderte. Die Equipage war mit vier dunkelbraunen, muthigen Pferden bespannt.

Aus dem Wagen stieg ein hoher, älterer Mann mit schneeweißem Haar.

„Es ist Fersen, Fersen!" riefen die Mitglieder des Clubbs. „Er, unser Feind, kommt hierher! Was kann er wollen?"

Bald hatte man sich wieder um Mannerheim versammelt, um den Mann mit dem bleichen, entschlossenen, denkenden Antlitz, auf dessen Stirne drakonische Gesetze standen.

Anstatt des frühern fröhlichen Lärmens herrschte jetzt die größte Stille.

Vauvenards Auge war gleichsam an dem Rohr festgewachsen, und er strengte sich im höchsten Grade an, damit nichts ihm entgehen sollte.

Er begriff nicht, wodurch Fersen zu einem solchen Auftreten veranlaßt worden war. Etwas Unvermuthetes mußte eingetroffen sein. Seine Neugierde war im höchsten Grade gespannt.

Der Reichsmarschall Graf Axel Fersen schritt

langsam durch die Kellerräume. Er athmete gleichsam schwer und mühsam in diesem Dunstkreise einer Zeit, die, seiner Ansicht nach, weder die des Volks, noch des Thrones, sondern die der Glücksjäger, und Abenteurer war.

In dem ganzen Wesen des Grafen war so viel natürliche Hoheit, so viel angeborne Würde, daß jeder Charakter, der als solcher unter ihm stand, sich durchaus bei seinem Auftreten gedrückt fühlen mußte.

Fersen hatte seinen Hut nicht abgenommen; allein dieser Beleidigung ungeachtet hatten Alle sich erhoben, nur nicht Mannerheim, der mit gerunzelter Stirne und leichenblassem Antlitz noch immer seinen Sitz behauptete.

Neben Fersen gingen zwei jüngere Männer einher. Ihrem Aeußern nach mußten sie Zwillinge sein, wenn auch der eine sehr leidend aussah und sich auf den Arm des andern stützte, der von Gesundheit strotzte. Der eine war Anton Ankarsparre, der andere sein Freund Falk.

Fersen trat auf den Tisch zu, um welchen die Mitglieder des Clubbs versammelt waren. Alle beobachteten das tiefste Schweigen, und zwar in Erwartung dessen, was Fersens ungewöhnliches Auftreten wohl zu bedeuten haben konnte.

Bevor er sprach, schweifte sein Blick langsam im Kreise umher, als wollte er gerade den Kreis untersuchen, in welchem er sich jetzt befand.

Nachdem er in solcher Weise die Anwesenden gemustert, lüftete er den Hut, als wenn er sich erst jetzt einer schuldigen Höflichkeit erinneree Es schien jedoch, als hege er die Absicht, den Hut wieder aufzusetzen, aber Mannerheims Blick fiel dabei so inhaltsschwer, so ernst auf ihn, daß er unwillkürlich den Hut in der Hand behielt.

Aber wenn er auch den Hut senkte, so erhob er nichtsdestoweniger den Kopf, und diese Bewegung eines Hauptes, auf welches die Silberkrone der Jahre gedrückt, war voll Majestät.

Die Muskeln des Untertheils seines Gesichtes bewegten sich nun, als wolle er reden, allein kein Wort ging über seine Lippen, die Zunge schien ihm ihre Dienste zu versagen.

Die Aufmerksamkeit Aller war auf ihn gerichtet.

Auf einmal warf er einen Blick im Zimmer umher, derselbe blieb endlich auf Mannerheim ruhen.

Diese Männer, der eine der Schlußstein, der andere der Anfang eines Jahrhunderts, blickten einander nur kurze Zeit in die ernsten Augen, als Fersen, gleichsam seine Freundschaft anbietend, die rechte Hand gegen Mannerheim ausstreckte.

Mannerheim rührte sich nicht von der Stelle. Die Anwesenden blickten einander verwundert und fragend an.

Als Fersen bemerkte, daß man ihn nicht verstand, fügte er jetzt endlich mit tiefbewegter Stimme hinzu:

„Ich komme, um Ihnen meine Hand, meine Freundschaft anzubieten.“

Mannerheim senkte dabei den Kopf ein wenig: es war, als wollte er darüber nachsinnen, in welcher Absicht Fersen wohl ein so unvermuthetes Anerbieten thun könne. Als er wieder den Kopf erhob, ging ein schnell verschwindendes, bittres Lächeln über seine gewöhnlich strengen Lippen.

„Ich begreife die Absicht Ew. Excellenz nicht,“ bemerkte er, und erhob sich; „wir sind nicht tiefblickende Politiker genug, um zu verstehen....“

Fersen that eine Kopfbewegung, die darauf hindeutete, wie unzufrieden er mit dieser Bemerkung war.

„Nicht meinetwegen, meine Herren,“ sagte er mit kurzer, abgebrochener Stimme, „biete ich Ihnen meine Hand: die Liebe zum Vaterlande ist der Grund meiner Handlungsweise. Ich reiche Ihnen meine Hand im Namen der alten, der dethronisirten Dynastie.“

Ein lautes Gesumme lief durch das Zimmer. Mit einem Ausdruck des Unwillens blickten alle Mitglieder des Clubbs auf Mannerheim, als wollten sie ihn auffordern, einen Vorschlag zu beantworten, welcher beinahe einen Hochverrath gegen die neue Dynastie, gegen die bestehende Ordnung enthielt.

Vauvenard hatte mit leidenschaftlichem Eifer auf das acht gegeben, was unter seinen Füßen geschah. Bald legte er das Auge, bald das Ohr an das Sprachrohr, immer aber sprach der Zorn aus seinem Blick, weil er das ganze Gemälde unten im Clubbzimmer nicht überschauen konnte. Seine Ungeduld zeigte sich in allen seinen Bewegungen, in seinem ganzen Aeußern. Bald beugte er sich nieder, als wollte er das Sprachrohr selbst durchdringen, bald erhob er sich und machte Miene, mit dem Fuße zu stampfen, was er doch trotz seines Verdrusses unterließ, und zwar aus Furcht, durch unvorsichtiges Lärmen eine ihm schädliche Entdeckung seiner Person hervorzurufen.

Er hatte die beiden einander so ähnlichen Personen bemerkt, die neben und mit Fersen eingetreten waren, und es war ihm augenblicklich klar geworden, daß Antons Freund, Falk, zurückgekehrt sei. Hätte er den Fußboden, auf welchem er stand, in eine Gewitterwolke, und sich selbst in einen flammenden Blitz umgestalten können, er würde sich in diesem Augenblick zermalmend auf sie Alle herabgestürzt haben.

„Wenn ich die Meinung Ew. Excellenz richtig aufgefaßt habe,“ sprach Mannerheim mit einer überaus ruhigen Stimme, „so liegt in dem Anerbieten Ihrer

Freundschaft die Absicht, daß wir hier in der Hauptstadt die Zeit, während welcher unser Thronfolger in Schonen abwesend ist, dazu benutzen sollten, um die bestehenden Verhältnisse umzustürzen, vielleicht, um den Thronfolger abzusetzen und die alte Dynastie wiederum in ihre fürstlichen Rechte einzusetzen. Wenden Sie sich in dieser Frage an die Nation, Excellenz: wir antworten — was die Nation antwortet."

Mannerheim hatte langsam und gewichtig gesprochen und dabei unverwandt seinen Gegner angeblickt, als wolle er die Wirkung seiner Worte erforschen.

Ein dunkler Zorn flammte aus Fersens Blicken; derselbe war jedoch nur augenblicklich und er beruhigte sich bald wieder.

„Meine Herren," sagte er darauf, „noch nie bin ich, wie Sie, bei einer Revolution betheiligt gewesen: mein Schild ist insofern neu und unbefleckt. Gebt den Königen, was den Königen gebührt...."

„.... und den Völkern, was den Völkern gebührt!" unterbrach ihn Mannerheim mit ernster Stimme.

„Auch das habe ich gethan, meine Herren," fuhr Fersen fort, — „allein was haben Sie gegeben?" fügte er hinzu und maaß sie mit einer herausfordernden Bewegung. „Doch, es gehört nicht hierher, was wir ge-

wesen, sondern was wir von jetzt an und künftig sein müssen. Das Vaterland bedarf der Ruhe, und die verschiedenen Interessen der Parteien müssen vor der öffentlichen Meinung weichen. Im Namen der öffentlichen Meinung rede ich hier; im Namen des öffentlichen Wohls bin ich hierhergekommen und seinetwegen strecke ich noch einmal meine Hand aus und biete Sie Ihnen als ein Pfand der Freundschaft und Versöhnung an. Ich rede hier für einen umgestürzten Thron und bitte Sie: vereinigen Sie sich mit mir, um ihn wieder aufzurichten! Mag es sein, daß ich eine Stimme aus den Gräbern der Vergangenheit bin, so dürfen doch die Weisen selbst nicht die Stimme der Todten überhören. Sie haben das Urtheil über einen unglücklichen König gesprochen, und Ihr Urtheil ist schwer über seine ganze Familie gekommen — sprechen Sie wohl das Urtheil, meine Herren, und setzen Sie sich wohl auf den Richterstuhl im Namen der Vorsehung, um bis in's dritte und vierte Glied zu richten? Ich führe keine Klage, weder über ihr Urtheil, noch über das der Nation, insoweit dieses Gustav Adolph selbst betrifft; allein das Urtheil über seinen Sohn ist eine Ungerechtigkeit, die wieder über Ihre Häupter kommen wird. Bemerken Sie nicht, daß die ewige Gerechtigkeit, daß das Urtheil Gottes schon begonnen?“

In diesen letzten Worten Fersens war etwas allmächtig Strafendes: sie kamen wie ein Blitz aus den

Wolken und schlugen in ihre Herzen ein, aber sie vernichteten sie nicht, weil ihr Sinn noch dunkel war. Wenn auch das Urtheil Gottes über ihren Häuptern schwebte, so sahen sie doch noch nicht den flammenden Blitz, welcher zündet und einäschert.

Nur auf Mannerheim übten seine Worte keinen Einfluß aus. Wenn auch sein Herz vielleicht zitterte, so blieb doch sein Antlitz ruhig und leidenschaftslos.

„Gottes Urtheil,“ antwortete er — „dem sind wir Alle anheimgefallen; vor dem Thron des Allerhöchsten ist Niemand rein. Allein, was wir oder die Nation gethan haben, ist nicht wieder rückgängig zu machen, und Jeder, der das Wohl des Landes will, ihm bleibt nichts Anderes übrig, als das Geschehene gleich einer unwiderruflichen Thatsache hinzunehmen. Excellenz, wir sind Ihnen Ehrfurcht schuldig; aber noch mehr als Ehrfurcht schulden wir unsern Gesetzen und der neuen Dynastie, deren ersten Sprößling wir in unserm Thronfolger, dem Kronprinzen Karl August erblicken: ihm und den Gesetzen haben wir Treue geschworen.“

Während Mannerheim mit Wärme und Kraft sich also äußerte, erhoben seine Freunde ihre Häupter und maaßen nun Fersen mit strahlenden, dreisten Blicken. Es schien jedoch, als habe Fersen noch nicht seinen ganzen Stolz in dem Blick erschöpft, den er jetzt auf die Versammlung schleuderte.

Selbst ein in der Politik weniger Eingeweihter würde leicht eingesehen haben, welche verschiedenen Streitkräfte durch die hier Anwesenden repräsentirt wurden. Zwei große, wichtige Zeitabschnitte, der eine der Geschichte anheimfallend, der andere in seinem Werden, kämpften hier um nichts weniger, als wer von ihnen das Schlachtfeld behaupten würde; und die Brücke, die das edle Herz Fersens über den Abgrund zu bauen versuchte, indem er von seinen privaten Antipathien absah und seinen politischen Freunden die Hand zur Versöhnung reichte, besaß jetzt nicht mehr die Kraft, war zu schwach, um den brausenden Wogen, den schwarzen, finstern Fluthen des Verdachts widerstehen zu können; sie wurde von demselben hinweggespült.

Die Politik weiß nur von Kampf und Frieden, von Sieg und Niederlagen; gerade deshalb, weil die Religion, und diese allein, uns Versöhnung predigt, steht sie, wie die Wasserwaage, schlichtend über allem weltlichen Tand. Die eigentliche Krankheit unserer Zeit ist auch darin zu suchen, daß die Parteien die Motive ihrer Ansichten und Handlungen vielmehr in den äußern Phänomenen des Staatenlebens, als in den innern suchen; daß sie sie mehr in der praktischen Beschaffenheit und Natur der Fragen, als in den ewigen, für die Menschheit bestimmten göttlichen Gesetzen suchen, zu deren richtigem Handhaben nicht allein Routine, politische Behendigkeit und statistische Registerkenntnisse,

sondern ein klarer, lebendiger Blick in das eigene Herz der Menschheit erforderlich ist. Auf dem Wege, auf welchem die Parteien jetzt einherschreiten, setzen sie fortwährend den Eigennutz, den Haß, das Mißvergnügen und den Unwillen gegen einander auf; und die einzige Macht, welche die Menschheit nicht allein in dieser, sondern auch in jener Welt zu retten vermag: die Versöhnung, flieht, einer furchtsamen, vogelfreien Taube gleich, und flattert ängstlich über die unendliche Sündfluth dahin.

Nachdem Mannerheim gesprochen hatte, trat eine kurze, aber ängstliche und peinliche Pause ein. Es war fast, als hätte man die Erwartung gehegt, daß Fersen sich für vernichtet hätte betrachten sollen; aber obgleich Mannerheim ihm eine Antwort gegeben, die ganz den Mann charakterisirte, der seinen Einsichten und Versprechungen treu und ergeben war und sich keinen Augenblick unentschlossen zeigte, so stand doch Fersen noch immer da als ein siegendes Denkmal aus einer andern Zeit, unerschütterlich und fest.

Man vermochte jetzt nicht länger seine innere Stimmung in den Zügen seines Antlitzes zu lesen. Wie gekränkt er sich auch durch die beleidigende Art und Weise fühlte, in welcher man ihm entgegengetreten war, so unterdrückte er doch seinen Verdruß, theils um die Sache nicht aufgeben zu müssen, um deretwillen er in die Schranken getreten, theils um nicht seine Gefühle

zur Schau zu tragen und dieselben unreifen Bemerkungen auszusetzen. Sein Antlitz war auch in diesem Augenblick, als sei es in Marmor gehauen; es war bleicher und strenger als je.

Ein bittres, aber stolzes Lächeln spielte indeß jetzt um die ernsten Lippen.

„Sie reden von Treue, meine Herren,“ ergriff er nun das Wort; „die Geschichte wird einst das Urtheil über die Treue der jetzigen Generation sprechen — und so viel steht fest: Karl August bedarf Ihrer nicht mehr, meine Herren. Ich würde Sie nicht aufgefordert haben, den Eid zu brechen, den Sie ihm geschworen; allein die Vorsehung selbst hat Sie von demselben entbunden und Karl August ist nicht...“

Fersen holte tief Athem; man sah, wie viel schmerzliche Ueberwindung es ihm kosten würde, wenn er weiterreden sollte. Mannerheim streckte sich lauschend vor: er wußte nicht, worauf Fersen hinzielte. Sollte, dachte er einen Augenblick, irgend ein Unfall den Kronprinzen betroffen haben? Daß er krank gewesen war, wußte man; allein man hatte soeben eine geheime Nachricht von seinem verbesserten Gesundheitszustand gehabt — konnte wohl eine spätere Nachricht eingegangen sein?

Als Fersen noch immer mit dem entscheidenden Worte zögerte, blieb der Ungewißheit und Unruhe Zeit genug übrig, sich in den Gesichtszügen der Clubbmitglieder auszuprägen.

Man erblickte jedoch unter ihnen Mehrere, um deren Lippen ein höhnisches Lächeln zu spielen begann, und zwar solche, die sich dachten, Fersen könne selbst falsch benachrichtigt sein und würde nun auch sie verleiten.

„Reden Sie, Excellenz — was ist geschehen?“

„Ich habe es nicht übernommen, Ihnen irgend eine Botschaft zu bringen,“ erwiederte Fersen; „ich bin, als Repräsentant einer verschwundenen Zeit hergekommen, um über die Interessen dieser Zeit zu wachen, indem das Urtheil Gottes über die neue Zeit kommt. Hier steht der Mann, der Ihnen mehr zu erzählen weiß, als ich.“

Und Fersen deutete mit der Hand auf Falk, der jetzt seinen Freund Anton verließ und auf Mannerheim zutrat.

Das jugendliche, frische, männliche Aeußere Falks sprach bei Allen zu seinem Vortheil, und die politischen Leidenschaften, die sich in all' ihrer Heftigkeit geäußert hatten, so lange man nur mit Fersen allein verhandelte, wichen nun einer mehr vertrauensvollen Aufmerksamkeit.

Als Falk Mannerheim gegenüberstand, übergab er ihm den Ring, den er in der öden Hütte im Kelmorden von dem fremden Offizier empfangen hatte.

Mannerheim warf nur einen flüchtigen Blick auf den Ring, worauf er sagte:

„Wie? In welcher Weise haben Sie diesen Ring erhalten? Wer sind Sie?“

Falk erzählte ihm Alles, was er wußte, und was auch bereits der Leser weiß.

„Und derjenige, der vom Pferde fiel?“

„War der Kronprinz, Karl August.“

„Todt?“

„Todt!“

Gewöhnlich besitzen die politischen Parteien nur einige wenige edle, reine und uneigennützige Charaktere; die Meisten, die sich unter bestimmte Parteifahnen stellen, sind von dem Ehrgeiz geleitet, welcher Ehre mit Ehrenstellen, das Wohl der Nation mit dem eignen Vortheil verwechselt: diese glauben auch immer, daß jede Auszeichnung, die ein Anderer erhält, zugleich eine Ungerechtigkeit gegen sie enthält. Dieser Ehrgeiz darf aber nicht mit demjenigen verwechselt werden, der dem Staate berühmte Bürger, tüchtige und weise Minister, tapfere Heerführer, berühmte Schriftsteller und Fürsten schenkt, welche noch die Nachwelt zu ehren weiß. Die erstere Art dieses Ehrgeizes ist ein Verbrechen, die letztere eine Tugend.

Die Mehrzahl der Mitglieder des Mannerheimschen Clubbs gehörten dem verbrecherischen Ehrgeize an. Mannerheim selbst war vielleicht der Einzige unter ihnen, welcher rein war.

Man hatte eine alte Dynastie gestürzt und, wie

man hoffte, eine neue auf den Thron gebracht; man fürchtete die Wiederkehr der erstern, und man war der neuerwählten um so ergebener, damit man zu gleicher Zeit die Früchte seines Parteieinflusses ernten und jeder schädlichen Veränderung vorbeugen konnte. Allen staatsmännischen Berechnungen zum Trotz stürzte jedoch das System ein, gerade, als man es am wenigsten erwartet hatte.

Das Urtheil Gottes, wie Fersen sich ausgedrückt hatte, schwebte drohend über ihren Köpfen.

„Nun,“ sprach Fersen, „ich strecke noch einmal meine Hand aus und frage Sie...“

Es herrschte im Zimmer ein so dumpfes, drohendes Schweigen, als sollte im nächsten Augenblick ein Gewitter hervorbrechen. Alle fühlten, daß die wichtigste Stütze ihrer Macht verloren gegangen, und daß der Entschluß, der jetzt gefaßt werden sollte, von unermeßlichem Einfluß auf sie Alle sein würde. Eine Weigerung auf Fersens Vorschlag konnte einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm und der alten Hofpartei, einen Kampf heraufbeschwören, dessen Ausgang nicht leicht zu berechnen war: ein Eingehen wiederum würde allem Anscheine nach eine unwiderrufliche Niederlage der Revolution des Jahres **1809** und deren Repräsentanten sein. Aus sehr natürlichen Gründen neigten die meisten Mitglieder des Clubbs sich somit zu der ersten Alternative.

„Wollen Sie sich mit mir dahin vereinigen, dem

Prinzen Gustav seine Rechte, die er unrechtmäßig verloren hat, oder die ihm geraubt sind, wiederzugeben, und den Prinzen wieder auf den Thron zu setzen?"

Ein unwillkürliches Gesumme des Unwillens und Zornes erfüllte das Zimmer; aber durch die sich kreuzenden Stimmen klang von Mannerheim ein lautes, kerniges:

„Nimmermehr!"

Und „Nimmermehr!" ertönte es aus der Brust aller Anwesenden Mitglieder, als wenn dieses Wort plötzlich ihren Gefühlen Luft verschafft hätte.

Der Verdruß erröthete leicht Fersens Wangen.

„Besinnen Sie sich," rief er, „besinnen Sie sich..."

„Nein, nein, nein!" antwortete man von allen Seiten. „Nein, nein, nein!"

Aber auch durch diesen Ausruf klang Mannerheims Stimme stark und laut:

„Der Kronprinz ist keinen natürlichen Tod gestorben: man hat absichtlich sein Leben verkürzt. Weh dem Feind des Vaterlandes!"

Diese Worte verringerten durchaus nicht, steigerten vielmehr den Lärm. Vielleicht glaubte Mannerheim, er müsse seine Partei exaltiren, um sie desto besser leiten zu können.

„Ja, ja," schrie man; „er ist ermordet worden; wir werden ihn rächen!"

Und Jeder, der einen Degen an der Seite trug, legte die Hand an den Griff desselben.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren!“ bat Fersen noch einmal. „Lassen Sie sich nicht von der Aufregung des Augenblicks hinreißen; überlegen Sie, was Sie thun: es sind nicht die Leidenschaften, sondern staatsmännische Erfahrung und Klugheit, die über das Geschick einer Nation entscheiden dürfte. Ueberlegen Sie die Frage, ehe Sie sich entschließen. An dem unvermutheten Tod des Kronprinzen Karl August sehen Sie, wie wenig stichhaltig menschliche Berechnungen sind: nehmen Sie dies als eine Lehre hin, und dehnen Sie Ihre private Rache und Ihren Unwillen gegen die gestürzte Dynastie nicht über die Grenzen der Vernunft hinaus, damit nicht der Tag kommen mag, an welchem eine höhere Macht, als die menschliche, einem Jeden von Ihnen ein „Wehe Dir!“ zurufen hört. Ich verlasse Sie jetzt, meine Herren, und dadurch befriedigt, daß ich Ihnen offen entgegengetreten bin und eine Liebespflicht gegen mein Vaterland erfüllt habe, werde ich den Ausgang Ihrer Berathschlagungen erwarten und werde wissen, auf Alles gefaßt zu sein.“

Mit einer kurzen, abgemessenen, stolzen Kopfbewegung wollte Fersen sich entfernen, während noch Alle eine von der Aufmerksamkeit zeugende Stellung einnahmen, mit welcher man seinen Worten gelauscht hatte.

Da tönte plötzlich ein eben so dumpfes, wie tiefes: „Wehe Dir!“ durch das Zimmer.

Fersen schaute sich um, allein er entdeckte Niemand, dem er diese Worte hätte zuschreiben können.

Es war ihm, als habe eine höhere Macht diese Worte auf sein Haupt niedergeschleudert, und sie übten einen ergreifenden Eindruck auf ihn aus.

Die Mitglieder des Clubbs blickten einander erstaunt an, als wollten sie einander gegenseitig die Versicherung geben, daß jenes „Wehe Dir!“ nicht von ihnen gekommen.

Mannerheims Stirne legte sich in tiefe Falten. „Sollte es wohl Fersens Drohung sein, die schon von oben bestätigt wurde?“ frug er sich selbst.

Einige blickten auf die Decke, Andere auf den Fußboden; Andere wiederum schauten sich nach allen Seiten um.

Niemand konnte sich erklären, von woher die Stimme gekommen, aber Alle hatten sie das „Wehe Dir!“ gehört, und in aller Herzen hallte es noch wieder.

Ohne seinen Kopf zu senken, entfernte Fersen sich.

Als Falk wieder Stockholm betrat, beabsichtigte er sofort, seinem Versprechen nachzukommen und sich zu

Mannerheim zu begeben; aber auf der Straße begegnete ihm Ankarsparre, der gerade von einem Besuche bei Fersen zurückkehrte.

Falk vertraute seinem Freunde den Auftrag an, den er erhalten hatte, und Ankarsparre, der gleichfalls die politische Wichtigkeit dieses Auftrags einsah, überredete Falk, gemeinschaftlich mit ihm zuerst Graf Fersen aufzusuchen, welches nun auch geschah. Durch das vorhergehende Gespräch mit Bauvenard entstand der Gedanke bei Fersen, sofort einen offenen Besuch auf Castenhof in dem Mannerheimschen Clubb abzustatten.

Die drohende Stimme, die in einem so hohen Grade die andern überrascht hatte, machte geringen Einfluß auf Falk. Er war selten in einer solchen Stimmung, daß er sich überraschen ließ, und er betrachtete überhaupt die Welt mit zu prosaischen Augen, als daß die Einbildungskraft jemals mit seiner Vernunft hätte durchgehen können.

Dagegen fühlte Ankarsparre sich sehr aufgeregt durch die Drohung. Noch nicht vollständig nach dem Duell mit Ros genesen, befand er sich überhaupt in einer gereizten Stimmung, und die sonderbaren Umstände und Beziehungen, in welche er im Verlauf der letztverflossenen Wochen gerathen war, verringerte die Reizbarkeit seiner Nerven durchaus nicht.

Er verließ den Mannerheimschen Clubb noch

blässer, als er in denselben getreten war; Falk bemerkte, daß sein Arm in dem seinigen zitterte, und als er einen bekümmerten Blick auf ihn warf, bemerkte er gleichfalls, daß jetzt eine fieberhafte Röthe sich über seine Wangen verbreitete.

Es war, als habe ein heftiger, unruhiger Kampf in seinem Innern statt.

„Excellenz,“ sprach Ankarsparre, nachdem sie wieder im Wagen Platz ergriffen hatten und dieser über den Gustav-Adolph-Platz gerollt war, „ich habe ein großes Versäumniß bei Ihnen abzubitten.“

Fersen und Falk blickten ihn verwundert an.

„Eine große Gefahr scheint uns Beiden zu drohen, oder bevorzustehen, Excellenz. Ich weiß mit Gewißheit, daß der Lauernde sich uns mit jedem Tage mehr und mehr nähert, und ich fürchte, daß wir ihm nicht werden entgehen können. Seit einigen Tagen kenne ich die Hand, die uns jene drohenden, von Rache redenden Briefe schrieb.“

Fersen wurde aufmerksam.

Ankarsparre schwieg einen Augenblick, gleichsam als fühle er sich verlegen bei dem, was er zu sagen beabsichtigte; aber darauf blickte er wieder offen und männlich empor.

„Excellenz,“ sagte er, „ich liebe, und zwar mit einer flammenden, unwiderstehlichen Leidenschaft — und

wen liebe ich? Ach, Excellenz, ich liebe die Tochter des Mannes, der uns Verderben geschworen hat."

„Und der Name dieses Mannes?" frug Falk.

„De la Vauvenard!" antwortete Ankarsparre.

Fersen zitterte sonst nicht vor einer Drohung, die seiner eigenen Person galt; aber man erblickte nichtsdestoweniger ein Zucken seiner Gesichtsmuskeln, als Vauvenards Name ertönte. Obgleich er dermaaßen durch die Nachricht vom Tode des Kronprinzen ergriffen worden war, daß er fast ganz und gar die Auftritte vergessen, die bis jetzt stattgefunden, und bei welchen Vauvenard eine Rolle gespielt hatte, erfaßte ihn jedoch ein unangenehmes Gefühl, als er die Person, die er zum Theil als Freund betrachtet, jetzt als seinen ärgsten Feind nennen hörte.

„Vauvenard?" wiederholte er.

Plötzlich stand eine Erinnerung ganz klar und deutlich vor seiner Seele.

„Ein Wort, Ankarsparre!" äußerte er. „Als ich in Folge der mißglückten Flucht Maria Antoinette's über Kopf und Hals Paris verlassen mußte, bliebst Du zurück, um wo möglich zu retten, was gerettet werden könnte."

„Das ist allerdings wahr, Excellenz; allein meine Anstrengungen blieben vergebens."

„Du brachtest mir doch ein Andenken, das letzte, das ich von ihr besitze."

„Ein Taschentuch, mit ihrem Blute getränkt, ja.“

„Du standest neben dem Schaffot.“

„Ja, Excellenz; als ihr Kopf fiel, stürzte ich hervor.“

„Man ergriff Dich und Du wurdest eingekerkert.“

„Man visitirte mich.“

„Du hast auf der linken Seite Deiner Brust ein Zeichen, aus einem Kreuze und zwei übereinandergelegten Klingen bestehend.“

„Excellenz, Sie wissen ....“

„Vauvenard hat's mir erzählt: als Du Dein Taschentuch in das Blut der Unvergeßlichen tauchtest, stand er neben Dir.“

„Mein Gott,“ rief Ankarsparre, „wie kann er wissen .... O, wer ist doch dieser Mensch? Ich fürchte ihn — und doch, ich liebe seine Tochter .... Ich kann leider nicht offen gegen ihn auftreten und ihn bekämpfen; denn die Liebe entwaffnet mich!“

Falk war mit der größten Theilnahme diesem Gespräche gefolgt; als die Rede auf das Zeichen auf Ankarsparre's Brust kam, steigerte seine Aufmerksamkeit sich.

„Aber was bedeutet das Zeichen?“ frug Fersen.

„Erzähle Du, Falk!“ bat Ankarsparre seinen Freund.

„Excellenz,“ nahm Falk das Wort, „auch ich trage dasselbe Zeichen auf meiner Brust. Die Sache

verhält sich so: Schon von der frühesten Jugend an hegte Ankarsparre viel Freundschaft zu mir. Wir wuchsen zusammen auf; wir genossen an einem Tage Beide zum ersten Male das heilige Abendmahl. Nichts übt einen tieferen Eindruck auf ein junges Gemüth, als diese heilige Handlung. Aus Freundschaft, in kindischer Ueberschwenglichkeit, oder vielleicht auch aus religiöser Schwärmerei gruben wir nun ein Kreuz zur Erinnerung an jenen bedeutsamen Tag in die linke Seite unserer Brust, dicht über dem Herzen ein, und als ein Sinnbild unsrer selbst und der Vertheidigung, die wir einander immer zu schenken schwuren, gruben wir gleichfalls neben dem Kreuze zwei übereinandergelegte Degen ein."

Ankarsparre seufzte unwillkürlich und seine Brust hob sich.

„Alles, was auf Erden meinem Herzen theuer und lieb war, habe ich verloren," sagte Fersen, „ich habe nichts mehr, über dessen Verlust ich mich beklagen würde. Mein Leben steht in Gottes Hand, Vauvenard vermag mir nicht zu schaden. Es giebt nur ein Mittel, durch welches wir unsere Feinde entwaffnen können: es ist unsere Freundschaft. Ich habe soeben meine politischen Gegner entwaffnet — ein Handschlag zu rechter Stunde ist viel werth — ich werde in derselben Weise Vauvenard entwaffnen. Verschenken Sie nicht Ihre Freundschaft, meine jungen Freunde, an Jeden,

der sie anstrebt. Halten Sie sie zurück, bis sie von Wichtigkeit wird.“

Fersen hatte viel gelebt und mehr von der Welt, mehr als die meisten Andern gesehen; aber er kannte sie dessenungeachtet sehr schlecht. Er hatte mehr die lichten, als die dunkeln Seiten studirt: sein nimmer schwankendes Vertrauen an sich selbst lieferte den Beweis dafür.

Die Equipage hielt nun bei dem Fersen'schen Palais an, und die Redenden trennten sich.

In der Sitzung des Mannerheimschen Clubbs war es unterdessen sehr stürmisch hergegangen; man war über dem Plan uneinig geworden, den man zur Richtschnur seiner künftigen Handlungen entwerfen wollte. Nicht ohne Mühe glückte es endlich Mannerheim, seinen Ansichten Gehör zu verschaffen. Indessen blieben hier wie anderswo die persönlichen, die besondern Interessen diejenigen, in Bezug auf welche es die meiste Mühe kostete, eine Vereinigung herbeizuführen, namentlich da, wo es sich um das Verhältniß zwischen der Hofpartei der alten dethronisirten Dynastie und der nun herrschenden Partei handelte.

„Fersen, Fersen!“ rief man, und Alles zeugte von

dem Unwillen gegen den Reichsmarschall, der nun noch heftiger, als vorher, geworden war.

Fersen glaubte einen Zug des Edelmuths an den Tag gelegt zu haben, aber hier wurde seine Handlung als Hochmuth, als Uebermuth betrachtet, und man fühlte sich nur beleidigt. Er hatte die Absicht gehabt, ihnen zu zeigen, zu welchen Opfern er bereit sei, wenn sie sich mit ihm vereinigen wollten; aber hier betrachtete man seine Handlung als einen sprechenden Beweis davon, wie weit er jetzt, in Anbetracht ihrer augenblicklichen Niederlage, und um seine Absichten durchzusetzen, würde gehen können. Wenn er ihnen deshalb jetzt viel gefährlicher, als je, erschien, so entschlossen sie sich nun auch, solche Maßregeln zu ergreifen, die ihn für immer unschädlich machen konnten.

Aus Mannerheims Blick schoß ein Feuerstrahl hervor: dieses Feuer war der erste dämmernde, blutige Morgenstrahl, der auf Fersens Untergang deutete.

„Wer ist Schuld an dem Tode des Kronprinzen?“ rief man.

„Ist es nicht ein abscheulicher Plan, der nur angelegt sein kann von ....“

„Von wem, von wem?“ frug man.

Mannerheims Auge strahlte immer mit stärkerm Feuer; allein der Glanz desselben erlosch plötzlich, indem eine Stimme, jetzt eben so unerklärlich, wie das erste Mal, über sie dahin schwebte.

„Fersen!“ flüsterte diese Stimme.

Allein das Schweigen und die allgemeine Ueberraschung dauerte diesmal nicht so lange, wie vorher.

„Er ist es — ja, ja, er ist es!“ rief man und sprang von seinen Sitzen empor.

Nur Mannerheim blieb ruhig auf seinem Platze.

„Uebereilt Euch nicht!“ sprach er. „Was Fersen gethan, oder nicht gethan hat, wissen wir nicht; befassen wir uns nicht weder mit Untersuchungen, noch mit Anklagen. Es giebt etwas, was in diesem Allen enthalten ist und was ganz genügt, um ihn vollkommen unschädlich zu machen, und dabei müssen wir stehen bleiben.“

„Und das ist?“

„Das ist der allgemeine Verdacht. Der soll ihn von seiner Höhe herabreißen, das Vertrauen der Nation zu ihm untergraben und ihn seines Einflusses berauben. Ich blicke in die Zukunft. Der Tag kommt, an welchem der Kronprinz begraben werden soll, und an welchem es Fersens Pflicht ist, als Reichsmarschall zu fungiren. Benutzen wir diesen Augenblick richtig und Fersen wird später durchaus keinen Einfluß auf die nächste Wahl eines Thronfolgers ausüben können, sondern dieser Einfluß wird der unsrige bleiben.

Mannerheim besaß einen zu großen Charakter, um zu hassen, oder eigentlich zu fürchten; aber er war eine tiefdenkende, politische Persönlichkeit, die mit catonischem

Ernste sein Werk, die Constitution des Jahres 1809, liebte, und wenn die Meisten seiner Partei aus eigenem Interesse die Wiederkehr der abgesetzten Königsfamilie fürchteten, so fürchtete er dies nicht persönlich, sondern nur in Bezug auf die Möglichkeit, daß eine solche Umgestaltung dem Lande die Früchte der constitutionellen Freiheit rauben, die durch seinen Scharfsinn und Ernst demselben verliehen worden war. Und doch — verstand seine eigene Partei ihn jemals ganz? Wir lassen diese Frage unbeantwortet — so viel ist jedoch gewiß, daß er gar zu gut die Partei verstand.

Die Nothwendigkeit gebot ihm, alle Intriguen des Hofes unschädlich zu machen, und er fand kein anderes Mittel, als das, welches er vorgeschlagen hatte.

Wir dürfen vielleicht später erfahren, ob er die Welt besser kannte, als Fersen, obgleich er vielleicht mehr ihre finstern Seiten, als ihre hellen studirt hatte.

Mannerheims Plan gewann ungetheilten Beifall, denn man begriff leicht seine Absichten.

„Er muß beleidigt werden!“ rief man.

„Er muß öffentlich beleidigt werden!“ rief ein Anderer.

„Man muß ihm zeigen, wie unbedeutend er ist, wenn das Volk spricht!“

„Er darf nicht mehr, wie heute, es wagen, mit übermüthigem Stolz unter uns zu treten, unter uns seine Freundschaftsvorschläge mit derselben Unverschämt-

heit hinzuwerfen, wie der reiche Mann des Evangeliums dem armen Lazarus den Abfall seines Ueberflusses hinwarf.“

„Er muß ....“

„.... Sterben!“ ertönte wiederum dumpf und unerklärlich die Stimme des unsichtbaren Redners.

Das gewichtige Wort, die tiefe Gewalt der Stimme, die Wichtigkeit des Augenblicks, Alles trug dazu bei, den Eindruck zu erhöhen.

Wenn der Donner rollt, schweigen die Vögel in ihrem Gezwitscher, nur der Sturm schweigt nicht. Der Sturm der Leidenschaften schwieg auch nicht in der Brust der Anwesenden; aber die Worte erstarben auf ihren Lippen.

Mannerheim senkte sein Haupt.

Der Leser hat wahrscheinlich längst errathen, von wessen Lippen die dreimal gesprochenen, feierlich verkündigten Worte klangen.

Vauvenard hatte keinen Augenblick das Sehrohr verlassen. Sein flammender Haß zu Fersen, seine immer wache Aufmerksamkeit auf die politische Lage des Landes, machten es ihm unmöglich, der Versuchung zu widerstehen, das Sehrohr in ein Sprachrohr zu verwandeln, und den Mitgliedern des Mannerheimschen

Clubbs, die sich unter ihm befanden, seine brennendsten Gedanken zuzurufen. Der Tod des Kronprinzen hatte ihm neue Pläne eingeflößt, die mit seinen Neigungen übereinstimmten.

Man hätte hören müssen, wie sein Herz klopfte, seine blitzenden Gedanken sehen, fühlen müssen, wie das Blut gleich glühender Lava durch seine Adern strömte, und man würde es verstanden haben, daß dieser Mann Kraft und Kopf genug besaß, um, wenn er auch selbst außerhalb aller Parteien stand, sie zu beherrschen und für seine Zwecke zu benutzen.

Wir wissen, welchen Eindruck die ersten Worte Vauvenards durch das Sprachrohr auf Ankarsparre ausübten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Stimme wiedererkannte, oder wenigstens eine Ahnung hatte, von wem sie kam.

Achtes Kapitel.

Verschiedene Mittheilungen.

Die Freunde waren wieder beisammen — mit welchen Gefühlen schlossen sie sich nicht an einander an! Die Liebe ist ein Abgrund von Seufzern, von verworrenen, unergründlichen, obgleich deshalb nicht weniger mächtigen Gefühlen; die Freundschaft ist eine sonnenbeleuchtete Anhöhe, über welche frische Winde streichen und um welche eine gesunde, kräftige Atmosphäre lagert. Die Liebe macht oft unsere Herzen schwermüthig, krank, die Freundschaft macht sie immer gesund und frisch. Mit welcher Befriedigung, welcher Freude warfen Ankarsparre und Falk sich einander in die Arme, und schauten einander treu und fröhlich in die Augen!

Wie viel hatten sie nicht einander zu erzählen! Falk sprach und berichtete über seine Reise; er zeigte

auf welchen glücklichen Standpunkt die Verwaltung der Güter immer mehr und mehr gelangten, und zwar in demselben Grade, wie er es verstanden hatte, ein anderes System einzuführen, und die Arbeiter von sclavisch-gehorsamen Werkzeugen in den Händen der Gutsinspectoren zu arbeitenden Freunden zu verwandeln, die mit Freuden und mit Aussicht auf eignes Wohlsein sich die Interessen des Gutsherrn angelegen sein ließen. Ankarsparre hörte ihm gern zu: die Beredtsamkeit des practischen Mannes entfernten und verscheuchten auf Augenblicke einen Theil des Kummers, der in der letztern Zeit sich wie ein schwerer, drückender Nebel auf sein Gemüth gelegt hatte. Allein jetzt war die Reihe an ihm, dem Freunde das anzuvertrauen, was während dessen Abwesenheit geschehen war, und allmälig, während er erzählte, verschwand wieder ein großer Theil des fröhlichen Wohlbefindens, welches durch Falks Auseinandersetzungen und Berichte hervorgerufen worden war. Falk sah bald ein, daß finstre, drohende Wolken über Ankarsparre's Haupt schwebten, allein er fürchtete doch weniger diese Wolken, als die, wenn auch nicht ganz und gar schwankende Unentschlossenheit, so doch bis an eine schwermüthige Kränklichkeit grenzende Gemüthsstimmung, in welcher Ankarsparre sich ersichtlich befand.

„Das Gefühl verfolgt, behaßt zu sein, stört die Ruhe meiner Seele — ich werde gehaßt, ich, der ich

mich jetzt gerade nur zum Lieben geschaffen fühle . . . . O, das ist entsetzlich, das zehrt an mir!“

„Du mußt Dich beruhigen!“ bat Falk ihn. „Ich durchschaue das ganze Gewebe von Intriguen, mit dem man Dich umsponnen hat, und ich mache mich verbindlich, es vernichten. Dein Herz ist immer der Herr Deines Verstandes gewesen, wo hingegen mein Verstand immer die Herrschaft über mein Herz behauptet hat. Dies stellt mich nun für den Augenblick bedeutend über Dich. Laß also ab, ferner über die Sache zu grübeln, und laß es ganz und gar meine Sache sein, mit Deinen Gegnern fertig zu werden. Stelle Dir z. B. vor, daß Du von jetzt an nur ein von Liebe jubelndes Instrument bist, daß in der festen Krone einer vielverzweigten Eiche geschützt ruht: der Blitz soll, so wahr ich Dein Freund bin, erst mich treffen, ehe er Dich erreicht!“

Ankarsparre zögerte etwas mit der Antwort; er schien sich zu besinnen.

„Alle Umstände,“ bemerkte er endlich, „sind von der Natur, daß sie die größte Vorsicht und Umsicht erheischen: es ist Ange's Vater, meine eigne Mutter und mein eigner Bruder, gegen welche ich anzukämpfen habe.“

„Du hast Recht, wir müssen mit der größten Vorsichtigkeit zu Werke gehen. Ich habe jedoch die Erfahrung gemacht, daß keine Sache der Welt so verzweifelt ist, daß es kein Mittel gäbe, durch welches man sie in

Hand bekommen könnte. So viel sehe ich jetzt schon deutlich ein, daß man ohne Verzug sofort Conrad beim Schopf fassen muß; und Pistol wird mir dabei gute Hülfe leisten können. Ich werde ihn aufsuchen."

Heinrich trat in diesem Augenblick ins Zimmer.

Als er die beiden Freunde Arm in Arm erblickte, blieb er plötzlich stehen und starrte sie erstaunt an. Er kannte Falk noch nicht.

Falk bemerkte zuerst sein Erstaunen.

„Weshalb starrst Du uns so an?" frug er ihn.

Die Blicke des Dieners schweiften noch immer von dem Einen zum Andern.

„Aha," scherzte Falk, „er weiß nicht, wer von uns Beiden sein Herr ist. Nun, mein Junge, wenn Du Deine Augen richtig brauchst, wirst Du schon sehen, daß Dein Herr, wenigstens für den Augenblick, blässer ist, als ich: Die Krankheit hat ihn angegriffen, während die Landluft mich erfrischt hat."

Heinrich antwortete nicht, er wandte sich sofort an Ankarsparre.

„Es ist Jemand hier!" sprach er.

Es war dies eine Redensart, die Ankarsparre dem jungen Diener anempfohlen hatte, wenn eine gewisse Person ihn besuchte. Bei den Worten Heinrichs glühten plötzlich seine Wangen, und Leben, Freude und Gesundheit kehrten gleichsam wieder bei ihm ein.

Heinrich entfernte sich.

„Wer ist hier?“ frug Falk.

„Sie!“ erwiederte Ankarsparre, und seine Stirne glänzte vor stolzer Freude.

„Wer?“

„Ange! Ich werde Dich ihr vorstellen — doch nein, jetzt nicht. Ein anderes Mal wird unsere Aehnlichkeit uns vielleicht eine fröhliche Stunde verschaffen. Ja, ja — also jetzt nicht .... Aber jedenfalls sollst Du sie sehen — folge mir!“

Falk bemerkte an den heftigen Bewegungen und an der Lebhaftigkeit, mit welcher Ankarsparre sich aus=sprach, daß die Liebe tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte. Um so nothwendiger schien es Falk, über den Freund zu wachen.

Sie traten in den Blumensaal. Der Wohlgeruch einer ganzen Blumenwelt duftete ihnen entgegen, allein Falk der am besten in der offenen, freien, von großen und einfachen Kräften sich ernährenden Natur gedieh, war diese Welt doch zu klein. Sie war in seinen Augen nur ein schimmerndes, strahlendes Spielwerk, an dem er mehr jede einzelne Partie, als das Ganze liebte.

Ankarsparre führte ihn auf den Spiegelrahmen zu, der dem Eingange gegenüber sich befand. Vor demsel=ben stand eine strahlende, blühende Pflanze mit drei=farbigen, blauen, weißen und gelben Blumen, ein convolvulus tricolor; er beugte einen Stengel der Blumen zurück und Falk, der hinter derselben eine Oeffnung,

oder eine durchsichtige klare Stelle im Spiegelglase bemerkte, beugte sich nun nieder.

Ankarsparre beobachtete ihn, um den Eindruck des Anblicks zu sehen, der sich jetzt ihm zeigen würde; aber es ist unmöglich, die fröhliche Ueberraschung zu beschreiben, die augenblicklich aus Falks Gesichtszügen sprach. Nur mit Mühe unterdrückte er den Ausruf des Erstaunens, der schon auf seiner Lippe schwebte.

„Still!“ flüsterte Ankarsparre, und indem er sich nun entfernte, betrat er den Corridor, der uns bereits von jener Stunde her bekannt ist, in welcher Ange sich durch denselben zurückzog und dadurch entging, von ihrem Vater entdeckt zu werden.

Der Anblick, der sich Falk darbot, war im höchsten Grade einnehmend.

Ange war soeben eingetreten; aber sie hatte schon den leichten seidnen Ueberwurf abgelegt, und die Locken von der fesselnden Kopfbedeckung befreit.

Neunzehnjährige Schönheit, blühend in Unschuld und Anmuth, begegnete seinen Blicken. Ihr Kopf ruhte gleichsam denkend in der alabasterweißen, weichen Hand: es war eine üppige Rose, die sinnend den Kopf senkte, ein Stern von hinreißendem Glanze, welcher träumte, und sich träumend an das Blatt einer Lilie anlehnt. Sie hatte in einem Sopha Platz ergriffen, und der Arm ruhte auf einem purpurrothen, schwellenden Sammetkissen. Unter dem einfachen Faltenwurf ihres Kleides

trat ein Fuß hervor, der mit weißer Seide bedeckt war, es war ein junger Schwan, so klein, als wenn er in derselben Secunde das Tageslicht erblickt hätte. Jetzt bewegte er sich ein wenig. Diese Bewegnng war gleichsam stampfend, und doch war sie so weich, als wollte sie nur den Fußboden liebkosen. Zu gleicher Zeit spielte ein Lächeln um die frischen Lippen und strahlte aus den dunklen Augen. War es die harrende Ungeduld des Herzens, oder die naiven Empfindungen einer Mädchenseele, die unwillkürlich diese leichten, flüchtigen Veränderungen der Physiognomie hervorriefen? Jetzt hörte man Tritte in dem Nebenzimmer. Ange fuhr zusammen. Ohne es selbst zu wissen, führte sie einen Finger an ihre Lippen, als besinne sie sich auf etwas. Die Thüre ging in diesem Augenblick auf.

Ankarsparre trat ein.

Ange war eine Südländerin; aber ihre Liebe war nicht, wie die des Südens, eine bewußte, flammende: sie besaß zu gleicher Zeit die unbewußte, nicht berechnende Hingebung des Orients, diese schönste und einnehmendste Eigenschaft des weiblichen Herzens, und die schüchterne Unschuld der Nordländerin, die reinste Tugend des keuschen Gemüths.

Als Ankarsparre eintrat, streckte sie ihm ihre Hand entgegen, und durch den Blick, den sie ihm sandte, umschwebte ihre Seele ihn schon.

„Setze Dich hierher!“ flüsterte sie . . . .

Allein was vermag man wohl von zwei Liebenden zu erzählen? Lassen wir sie ihre kindliche Weisheit und weise Kindlichkeit unprofanirt. Nur das folgende kurze Gespräch dürfen wir nicht überspringen.

„Du bist heute unruhiger, als gewöhnlich, Ange; ist etwas Unangenehmes geschehen?“ frug Ankarsparre.

„Nichts Unangenehmes, nein, nein — und doch . . .“

„Sprich — um Gotteswillen, sprich!“

„Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll.“

„Machst Du Dir vielleicht Vorwürfe, weil Du mich hier besuchst?“

Sie blickte ihn erstaunt an; sie verstand ihn nicht. Ihre Augen wallten groß und klar unter den Bogen ihrer etwas hohen, schwarzen Augenbraunen.

„Mir Vorwürfe machen — weshalb sollte ich das thun? Diese kurzen Stunden, die ich hier bin, sind meine schönsten. Ich bin nie so ruhig im Herzen, so rein in meinen Gedanken, so zufrieden mit der Welt, als wenn ich hier bin. Wenn ich Dein offenes Antlitz schaue, bin ich besser, als sonst. Ach nein, es ist etwas Anderes, ... etwas Anderes! Anton, diese Besuche geschehen ohne die Einwilligung meines Vaters.“

„Nun ja, allerding: allein wenn Du ihm Dein Vertrauen schenktest?“

„Das geht nicht an, ich weiß es: und doch — er ist mein Vater.“

„Wie viel wollte ich nicht geben, Ange, daß er es

nicht wäre, allein dieses eine Wort legt sich fast wie eine Glorie um — was soll ich sagen — um eine schwarze, finstere Stirne. Glücklich diejenigen, die ihre Feinde dreist herausfordern und bekämpfen können; wir vermögen es nicht. Dieser Gedanke entsetzt mich, verwirrt mich."

„Und noch eins!" fügte Ange hinzu und erhob sich; „bin ich nicht schuldbeladen, ich — die ich nun den entsetzlichen Haß weiß, in welchen mein Vater sich vertieft, und nichts für seine Rettung thut? O, ist das wohl Recht?"

„Was könntest Du wohl thun? Hast Du nicht zu seinem Herzen, zu seinem Verstande gesprochen?"

„Das habe ich zwar — allein vielleicht giebt es noch andere Mitte, obgleich ich bis jetzt wenig darüber nachgedacht habe."

Aufgeschreckt durch diese Gedanken, wanderte sie im Zimmer auf und ab.

Plötzlich blieb sie stehen.

„Um einen Kranken zu heilen, muß man seine eigene Krankheit zur Hilfe rufen!" bemerkte Ankarsparre.

„Erkläre Dich deutlicher."

„Um einen Verbrecher zu verbessern, muß man an das Verbrecherische seiner Individualität anknüpfen: man muß irgend eine Beziehung hervorsuchen, durch welche er selbst sich über das Verbrechen entsetzt."

„Du hast Recht: wir müssen das Heilmittel in seinem eigenen Innern suchen. Wenn man z. B. in irgend einer Weise seine Seele erschüttern, die Rachegier, die in der Tiefe seines Herzens ruht, dazu bringen könnte, daß dieselbe in allen ihren möglichen, entsetzlichen Folgen vor seine Einbildung träte, seine Phantasie bevölkerte — wenn man ...“

Sie wurde hier durch ein heftiges Gespräch in dem Nebenzimmer unterbrochen. Während sie der scharfen und abgebrochenen Weise lauschte, in welcher der Redende sich ausdrückte, schmiegte sie sich eng an Ankarsparre an.

Allein dieser hatte bereits die Stimme wiedererkannt und ging, um den Gegenstand des Gesprächs zu erforschen.

Als er in's Zimmer trat, fand er dort Gustav Kyhle, der im höchsten Grade aufgeregt war und sich unter dem Einflusse dieser Aufregung Falk mittheilte.

„Es ist empörend, es ist entsetzlich!“ rief er.

„Was ist empörend?“

Aber Gustav fand keine Zeit, die Frage sofort zu beantworten. Von seinen eigenen Gedanken und Vorstellungen erfüllt und gehetzt, sprang er fast im Zimmer auf und ab.

„Beruhige Dich doch, mein Freund,“ bat Ankarsparre ihn, „und erzähle uns, worin Dein Unglück besteht.“

„Ich bin bei dem alten Hauptmann Ros gewesen; Du weißt, wie hoch ich Hildegard liebe, weißt, welche Hoffnungen ich besaß, und wie diese verschwanden. Was ich seitdem gelitten habe, verschweige ich. Allein heute faßte ich den Entschluß, noch einmal das Haus des Hauptmanns zu betreten. Ich traf den alten grauhärigen Mann schwach und schwankend. Bald erfuhr ich, daß er Hildegards Hand gegen seinen Willen an Robert gegeben, daß er selbst nicht diese Partie billigte, sondern im Gegentheil sie tief beklagte, daß er aber gezwungen ...“

„Gezwungen?“ rief Ankarsparre.

„... daß er, um seine Ehre zu retten, gezwungen war, nachzugeben; daß er keine Wahl gehabt habe, daß er ...

„Aber wie ist das zu erklären? Er, der Rechtschaffenste unter den Rechtschaffenen, muß die Hand seiner Tochter gegen seinen Willen vergeben, um seine Ehre zu retten? Das ist fast unbegreiflich.“

„Auch ich erbat mir darüber eine Erklärung, aber er schüttelte mit dem Kopfe und verweigerte eine solche. Hingerissen von meinem Gefühl, erhielten meine Worte doch eine solche Gewalt, indem ich ihm zeigte, daß seine Ehre nun und nimmermehr ein Opfer auf Kosten seines väterlichen Herzens erheischen könnte; ich sprach ...“

„Nun?“

„Er vertraute mir denn endlich an, daß ein Mann,

den er früher gekannt, obgleich er sich dessen nicht mehr recht entsinnen wollte, in diesen Tagen mit einem Document der Beschaffenheit versehen, aufgetreten ist, daß er, um der Schande zu entgehen, die Bedingung jenes Mannes habe eingehen und Hildegards Hand an Robert geben müssen; daß die Umstände sogar der Natur gewesen, daß Hildegard selbst, um die Ehre ihres Vaters zu retten, ihre Einwilligung zu der Partie gegeben hat."

„Wer ist dieser Mann?"

„Ihr sollt es erfahren. Jedoch erst will ich Euer Urtheil über eine Person wissen, die ehrvergessen genug ist, den Frieden eines alten schwachen Greises zu stören, indem er ihn vielleicht damit droht, irgend eine Jugendthorheit zu entschleiern."

„Es ist ein elender Kerl!" antwortete Falk.

„Ja, ja!" stimmte Ankarsparre ein.

Ange, beunruhigt durch das lange Ausbleiben Antons, hatte das Zimmer verlassen und war leisen Trittes in den Blumensaal getreten.

Sie hörte das Gespräch und ihr Herz klopfte vor Angst und es ahnte ihr ... sie wußte nicht recht was.

Die Liebe hatte ihre mildere weibliche Natur zum Leben erweckt und Hand in Hand mit der Entwickelung ihrer Jungfräulichkeit ging auch die eines tiefen Gefühls und Verständnisses ihrer Pflichten als Tochter. Ebensosehr, wie sie vor Ankarsparre's Leben, vor der

in drohenden Wolken gehüllten Zukunft ihrer Liebe, ebensosehr begann sie auch zu fürchten, überall, wo die Rede von etwas Bösem war, die Fußtapfen ihres Vaters zu erblicken. War es die Liebe zu Ankarsparre, oder war es nur das kindliche Gefühl, die den innigen Wunsch hervorrief, ihren Vater mit ihm selbst und der Welt versöhnt zu sehen?

Verstimmt und zerstreut hörte sie die Anklage Gustav Kyhle's.

„Hört mich!“ fuhr Gustav Kyhle fort. „Ist der Mann etwas Besseres werth, als daß ich ihn mit dem Degengriff zu Boden schlage, der feige und egoistisch genug ist, die ganze Lebensfreude eines schwachen Mädchens mit Füßen zu treten, und der, um seine Pläne durchzusetzen, sich gerade an ihre kindliche Liebe, an dieses, das heiligste und schönste Gefühl eines Menschen, in niedriger, listiger Weise wendet?“

„Nenne mir seinen Namen, und ich schwöre ...“ rief Ankarsparre vor Zorn glühend.

„Halt, kein Wort mehr!“ unterbrach Falk ihn. „Auch ich fühle, wie meine Faust sich unwillkürlich ballt — und doch ... hören wir das Ende.“

Ange zitterte vor Angst. Einmal war sie im Begriff, die Thüre zu öffnen und unter die Redenden zu treten, aber die Schüchternheit hielt sie zurück. Mit kaum hörbarem Athemzug lehnte sie sich an die Thüre, um damit ihr kein Wort entgehe.

Gustav fuhr fort:

„— Sagen Sie mir, bat ich den alten Greis, der in seinem Schaukelstuhle saß und dessen schneeweißen Locken um seine Schläfe herabfielen, — sagen Sie mir, wer der Mann ist, der in solcher Weise den Frieden Ihrer Seele, die Freude im Herzen Ihrer Tochter, die Ruhe Ihres Hauses gestört hat, und auch ich schwöre, so zu handeln, wie meine Pflicht es mir gebietet.“

„Nun, wer ist es?“ riefen Ankarsparre und Falk zu gleicher Zeit.

„Es ahnt Euch nicht?“ fiel Gustav ein.

Ankarsparre und Falk blickten einander an; sie ahnten in der That, wen er meine. Es war dies dem Erstern ein neuer Schlag.

„Nenne uns seinen Namen!“ wiederholte Falk.

„Ihr gesteht, daß er ein Ehrloser ist?“

„Ja, ja,“ antwortete Falk.

Ankarsparre schwieg.

Ange zitterte vor Angst.

„Ihr gesteht, daß ich das Recht habe, ihn einen elenden Schurken zu nennen — oder wie?“

„Nenne seinen Namen ... seinen Namen!“ rief Falk.

Ankarsparre war erfreut, daß Ange, die er noch in den kleinen Zimmer wähnte, nicht diese scharfen Ausdrücke hören könnte.

Ange fühlte das Schmerzliche in ihrer Lage und

sie sank von der horchenden Stellung auf die Fußspitzen nieder; wenn sie in diesem Augenblick Flügel gehabt hätte, sie wäre weit, weit von diesem Ort entflohen.

„Nenne seinen Namen!“ widerholte Falk.

„Dieser Mann, den ich eines Verbrechens gegen die heiligsten Verhältnisse und Gefühle anklage; dieser Mann, an den ich nicht ohne Abscheu zu denken vermag, weil es gleich empörend ist, den Frieden eines am Rande des Grabes stehenden Greises wie den schönsten Jugendtraum eines schwachen Mädchens zu untergraben, dieser Mann ist kein Anderer als de la Vauvenard.“

Ange fuhr unwillkürlich einige Schritte zurück. Sie hieß — auch de la Vauvenard — sie fühlte es vielleicht zum ersten Male.

„Als ich mich von dem alten Hauptmann beabschiedet,“ fuhr Gustav fort, „erblickte ich Hildegard an einem der Fenster. Sie war blaß und niedergeschlagen; der Kummer hat tief in ihrem Herzen gewüthet, kalte Frostnächte sind über ihr lächelndes Jugendleben dahingegangen. Ich wandte mich ab.“

„Allein was beabsichtigst Du jetzt zu thun?“ frug Falk.

„Was ich zu thun beabsichtige?“ wiederholte Falk. „Ich hatte kaum die Straße betreten, als hinter mir eine Stimme meinem Namen rief. Als ich mich umkehrte, erblickte ich das wahnsinnige Mädchen Rikissa, die mir mit der Hand winkte.

„— Wenn Du etwas recht Schönes sehen willst, sagte sie, — so komm morgen beim Sonnenaufgange zu mir, im Hause Nr. 14 der Glashüttengasse.

„— Und was werde ich dort Schönes erblicken? frug ich sie.

„— Das Schönste, was Dein Herz begehrt! flüsterte sie und eilte darauf von mir fort. Es ahnt mir, daß sie Hildegard meinte, und ich werde mich einstellen. Wenn ich sie dort antreffe, werde ich ihr meine Geeanken sagen, und darauf meinen Entschluß fassen."

Ange hatte genug gehört. Einige Augenblicke verstrichen, ohne, oder wenigstens fast ohne Besinnung, in dem Grade häuften sich die verworrensten Gedanken in ihrem Kopfe. Mit der Hand strich sie die dunkeln Locken von der Stirn zurück: es schien, als habe sie einen Gedanken gefunden, in welchen sie sich mit Befriedigung vertiefte. So stand sie eine Weile; man hätte sagen können, daß sie den Regungen ihrer eigenen Seele lausche.

Als Ankarsparre sie wieder suchte, war sie verschwunden.

Der Tag ging zu Ende. Gustav Kyhle hatte sich entfernt, die beiden Freunde waren wieder allein. Man bemerkte deutlich, daß Falk mit ernsten Plänen beschäftigt war. Ankarsparre's Vertrauen zu seinem Freude war unumschränkt und es fiel ihm nicht einmal ein, ihn zu fragen, was er zu thun beabsichtige. So kam der Abend heran.

Ankarsparre und Falk hatten ein Fenster geöffnet und genossen die kühle Abendluft, die ihnen entgegenwehete.

„Es ist ein angenehme Beschäftigung, den ewigen Wechsel zu beobachten, welchem die Wolken des Himmels unterliegen.“

„Das mag richtig sein. Der Himmel sieht drohend aus; die Wolken bewegen sich, als prophezeihten sie ein Gewitter.“

„Es ist eine mächtige Hand, die dort oben hinter diesem Schattenspiele herrscht.“

„Es ist dieselbe Hand, die hier unten über uns ausgestreckt ist.“

„Siehst Du den Stern, der dort durch die Wolkenmasse dringt?“

„Ja! ... Mag unser Geschick noch so finster sein, der Schimmer irgend eines Sterns bricht doch hindurch.“

„Die Straßen sind leer.“

„Die Stadt ist wie ausgestorben.“

„Ja, wie still ist es!“

In demselben Augenblick, gleichsam, um ihnen diesen Irrthum recht einleuchtend zu machen, tönte eine wohlklingende, klagende Stimme von der Straße herauf; dieselbe sang:

„Die Saiten klingen und singen —
Die Harfe wird bald zerspringen,
Trallera, trallera ... ha, ha, ha!“

Sie beugten sich aus dem Fenster, aber sie erblickten Niemand auf der Straße.

„Sie ist es!“ sagte Ankarsparre.

„Rikissa, ja, ja!“ erwiederte Falk. „Sie fährt also noch immer fort, dann und wann dieses Haus mit ihrem Gesang zu grüßen?“

Und wiederum ertönte der Gesang:

„Die Töne vergebens singen,
Die Saiten — ach, die zerspringen ...
Trallera, trallera ... hahaha!“

Es trat nun eine Pause ein. Falk brach zuerst das Schweigen.

„Apropos,“ sagte er, „Du kennst doch das arme, sonderbare Mädchen etwas näher — was ist wohl die Ursache ihres Wahnsinns?“

„Ob ich sie kenne? — allerdings.“

„Um die Zeit, als sie ihren Verstand verlor, war ich nicht hier.“

„Das Verhältniß ist eigentlich kein Geheimniß, obgleich . . . Du weißt, das Rikissa im Hause meines Vaters erzogen wurde: das Mädchen ist nur wenige Jahr jünger, als ich.“

„Nun, ich habe ja, wie Du, oft mit ihr im Johannisthal gespielt.“

„Mein Vater hatte das Mädchen sehr lieb, und noch heute darf ich sagen, daß ich fast die Freundschaft eines Bruders für Rikissa hege.

„Conrad hat uns Beide aufwachsen sehen. Es war leicht zu bemerken, daß allmälig, wie Conrad immer häßlicher und Rikissa immer schöner und anmuthiger wurde, auch die Liebe des Erstern und der Unwillen der Letzteren gegen ihn sich steigerten. Indessen verstand Conrad es doch, sich einen Einfluß auf das Mädchen zu verschaffen — in welcher Weise, weiß ich nicht.

„Mein Vater kümmerte sich nicht um das Verhältniß, und ich muß gestehen, daß ich kaum daran dachte.

„Das Mädchen erhielt jedoch eine ziemlich gute Erziehung, und ich glaube sogar, daß sie eine Zeitlang irgend eine Pensionsanstalt besuchte, obgleich es damit nicht gesagt ist, inwiefern die Schule gerade eine gute war. Diese Anstalten beschäftigen sich gewöhnlich nur damit, die Köpfe der Kinder mit Glossen vollzustopfen, anstatt daß sie das Herz ausbilden sollten. Nun, ich

will damit nicht sagen, daß Rikissa kein gutes Herz besitzt, sondern nur, daß sie, wenn sie es besitzt, es nicht der Fall ist, weil sie die Pensionsanstalt besucht hat, sondern ungeachtet sie es that. Eines schönen Tages traten Conrad und Rikissa vor meinen Vater, sagten ihm, daß sie sich einander liebten, und die Absicht hätten, sich zu verheirathen. Gegen die Partie hatte man nichts einzuwenden. Im Gegentheil, man wünschte den beiden Liebenden alles Glück. Das Aufgebot wurde bestellt, und der Hochzeitstag bestimmt. Einige Tage vor dem Aufgebot bemerkte ich, daß man mir einen sehr schönen und dazu kostbaren Diamantenring gestohlen hatte; da ich jedoch nicht davon sprach, hatte auch Niemand eine Ahnung von meinem Verlust. Als Rikissa am folgenden Abend den Thee servirte, erblickte ich etwas Strahlendes, Schimmerndes an ihrem Körper; und als ich den Gegenstand näher betrachtete, war es mein Ring, den sie an einer kleinen schwarzen Schnur um den Hals herab hängen hatte, und gerade in den Gürtel verbergen wollte; der Ring war jedoch zufällig herausgerissen worden, und strahlte nun in dem Lichtscheine. Erstaunt frug ich mich selbst, ob sie, das treue, gute, liebe Mädchen, mir den Ring hätte nehmen können? Es schien mir eine Unmöglichkeit zu sein — allein, was sollte ich denken? Indessen konnte ich es nicht lassen, es mochte nun zusammenhängen, wie es wollte, sie ziemlich scharf

anzublicken. Sie erröthete und erblaßte wechselsweise, und doch strahlten ihre Augen mit dem Diamant um die Wette. Eine Stunde später ging ich durch den Saal, und indem ich an dem Mädchen vorüberging, blieb ich stehen, und drohte ihr vorwurfsvoll mit dem Finger.

„— Nikissa! sagte ich.

„Sie schlug die Augen nieder.

„— Wohlan denn... sprach sie, brach aber plötzlich ab.

„Mir schien es Sünde um das arme Kind zu sein, und ich nickte ihr mild und freundlich zu. Ich sah, daß ihre Brust sich gewaltsam hob, daß ein Kampf in ihrem Innern stattfand, daß sie bald erröthete, bald erblaßte.

„— Wohlan denn, stammelte sie wieder; während sie ihr blasses Antlitz in die Hand stützte, flüsterte sie leise: — Kommen Sie!

„In demselben Augenblick entfernte sie sich. Ich verstand sie nicht.“

„Hm, das war eine sonderbare Geschichte,“ fiel Falk ein, der währenddessen im Zimmer auf- und abgegangen war.

„Du sollst noch das Ende hören. Einige Stunden später begab ich mich auf mein Zimmer. Alles war still im Hause. Im Begriff, das Licht auszulöschen, höre ich ein unterdrücktes Geschrei — Du

weißt, daß ich damals Parterre wohnte — ich lauschte ... ich hörte noch einen Schrei. Erstaunt und beunruhigt warf ich mich in meinen Schlafrock, und begab mich aus dem Zimmer mit dem Lichte in der Hand, um die Veranlassung dieser nächtlichen Störung zu erforschen.

„Die Thüre war verriegelt, als ich eintreten wollte — das Geschrei kam nämlich aus Rikissa's Zimmer. Ich klopfte an. — Hilfe, Hilfe! schrie man von innen. Ich klopfte noch heftiger. Plötzlich sprang die Thüre auf, und in einen Mantel eingehüllt, eilte eine Person mit solcher Gewalt mir entgegen und an mir vorüber, daß ich beinahe umgestürzt wäre. Indessen trat ich in Rikissa's Zimmer, und fand das Mädchen ohnmächtig.“

„Still,“ bat Falk und legte seine Hand auf Ankarsparre's Schulter; „still — hörst Du nicht?“

Und in zitternden Tönen klang wieder von der Straße herauf die klagende, wehmüthige Stimme des wahnsinnigen Mädchens:

„Vom Verderben Dich jäh' zu retten,
Im Grabe Du mußt Dich betten.
Trallera, trallera... Hahaha!“

Es war erschütternd, diese Worte gerade in dem Augenblick von ihren Lippen zu hören, in welchem die Freunde von Auftritt sprachen, der ihren Wahnsinn hervorgerufen hatte.

Leise erstarb der luftige, verworrene Gesang; ein Wiederhall desselben klang vielleicht nur noch in der Brust der Freunde, als Falk Ankarsparre fortzufahren bat.

„Durch den Lärm, der durch das Ereigniß ganz natürlich entstanden war, erwachte Conrad, und während ich noch immer damit beschäftigt war, dem leblosen Mädchen beizustehen, stürzte er, blaß und entstellt, zu mir hinein. Der Augenblick war in der That entsetzlich. Als ich mich gegen Conrad in der Absicht wandte, ihn zu bitten, mir behilflich zu sein, blickte er mich höhnisch an. Wild, blaß, unheimlich, ohne daß eine einzige Muskel seines Gesichts sich bewegte, starrte er mich zähneknirschend an.“

Falk wandte sich um und blickte Ankarsparre an.

„Du blickst mich an?“ bemerkte dieser.

„Da haben wir also den Grund, weswegen Conrad Dich haßt.“

„Du hast recht: auch ich glaube, daß sein Haß sich von jener Stunde schreibt, aber ich habe ihm das wirkliche Verhältniß nicht auseinandersetzen können.“

„Weshalb nicht?“

„Ich kann es Dir nicht einmal auseinandersetzen: ich will nicht den Stab über einen . . .“

„Fahre nur fort in Deiner Erzählung.“

„Erst, als ich den Eindruck bemerkte, den meine

Anwesenheit auf Conrad ausübte, begriff ich das Zweideutige meiner Lage, und entfernte mich.“

„Und das Ende?“ frug Falk.

„Conrad gab mir Tags darauf meinen Ring mit der schmerzlichen Nachricht zurück, daß Rikissa ihren Verstand verloren habe.“

„Das ist eine kurze aber traurige Erzählung — das arme Mädchen!“

„Ja, Du mußt sie wohl beklagen; ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich dieses Ereigniß empört hat und noch empört. Mein Vater wurde kurz darauf krank und starb; später habe ich Alles, was ich konnte, für das Mädchen gethan. Das Unglück macht uns die Menschen theurer, als das Glück. Rikissa wohnt jetzt irgendwo in der Stadt, bei guten Leuten, hat man mir gesagt; ich glaube, sie wohnt im Rothen Horn, wenn ich mich nicht irre.“

„Im Rothen Horn?“ wiederholte Falk fast erstaunt.

„Wie ich Dir sage — aber weshalb bleibst Du bei dem Namen stehen?“

„Nun, das war zufällig, aber — was wollte ich noch sagen ... daß Du den Schurken nicht festhieltest, der an Dir vorüber aus ihrem Zimmer stürzte?“

„Ich erkannte ihn!“ antwortete Ankarsparre mit einem unwillkürlichen Seufzer.

„Nun, und wer war der Mann?“

„Verzeih' es mir, mein Freund — ich vermag es Dir nicht zu sagen."

Ein Windstoß schüttelte in diesem Augenblick das offene Fenster, und Falk blickte in die Nacht hinaus.

„Aber der Ring, wie in in aller Welt hatte sie den Ring erhalten?"

„Das ist mir noch ein Räthsel."

Und wiederum ertönte der Gesang der Wahnsinnigen von der Straße herauf:

„Und das End' vom Lied', Ihr Leute!
Wie früher, so klingt's auch heute:
Trallera, trallera . . . hahaha!"

Ankarsparre begab sich jetzt zur Ruhe.

Ende des dritten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.